5-45

C. M. Wielands sämmtliche Werke.

Fünf und vierzigster Band.

Supplemente.

Sechster Theil.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

La (b) 565-45
Staatl. Bibliothek Passau
A, E
G 2012/75

J. Blaschke sc.

Supplemente.

Von

C. M. Wieland.

Sechster Theil.

Wien, 1812.
In Commission bey Anton Doll.

Athenion,

genannt

Aristion,

oder

das Glück der Athener

unter der Regierung

eines vorgeblichen Filosofen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beym ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica, ubi aut Philosophi imperant, aut Imperantes philosophantur; d. i. Glücklich sind die Staaten, wo entweder die Filosofen regieren, oder die Regenten filosofieren.

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum ersten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daß er eine große Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daß er ein Filosof war, und daß sein gnädiger Herr oder seine Gnädigen Herren — nicht filosofierten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sey, was er unter einem Filosofen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich, das von einem weisen Manne weislich regiert werde, so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit

zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine Meinung nicht. Er verstand unter einem Filosofen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Filosofen verstanden hat, einen Mann der sich auf Filosofie gelegt hat und Filosofie treibt; so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen, der die Arzneykunst gelernt hat und treibt, so gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also, daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Filosof weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolffens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge in sofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat, so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Zepter eines Filosofen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der so viel Verstand hat, seine rechte Hand von seiner Linken zu unterscheiden. Daß die Filosofen andrer Meinung sind, und daß es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Akkord und das Universum eine große Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so parteyisch für seine Kunst dachte, war es gewiß nicht zuviel, auch zu behaupten oder doch wenigstens

zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königinn Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daß sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der größte Schöps auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, daß in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war, die Welt im Gang zu erhalten, als die sämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmahl nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession die er treibt, und für die Klasse zu welcher er gezählt wird, eingenommen: Warum sollten's die Filosofen, die doch unstreitig so viel vor uns Andern voraus haben, weniger seyn?

Der kürzeste und sicherste Weg über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wohl dieser, daß man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist von Filosofen regiert zu werden. So viel ich weiß, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen seyn. Mir ist davon ein Beyspiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, daß der Filosof, den ich meine, wenigstens 99 von 100 meiner Leser gänzlich unbekannt sey, so will ich ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um sie eben so bekannt mit ihm zu machen, als ob sie das Glück gehabt hätten, selbst unter seiner Regierung zu leben, mit der vorläufigen Ver-

sicherung, daß sie sich auf die historische Wahrheit aller Umstände, so außerordentlich und mährchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bey irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefähr 130 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Filosof daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daß er, ungefähr um diese Zeit der Schule des Aristoteles, oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll." Dieser Athenion schaffte sich in seinen alten Tagen eine Ägyptische Sklavinn an. Diese Sklavinn gebar, nach einiger Zeit, einen Sohn, und dieser Sohn, der nach dem Nahmen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läßt sich wenigstens daß es der Filosof Athenion so gut seyn konnte als ein Anderer; und daß er es vielleicht selbst glaube, schlossen Viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf, und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der Peripatetischen Filosofie willen, lieber sehen möchten daß der alte Athenion schußfest gegen die Reitze der Ägyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen: daß seine Freygebigkeit gegen den

Sohn seiner Sclavinn eben sowohl die bloße Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl, zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Filosof endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die Treue und Hülfsleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattinn und dem dankbarsten Sohn hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloße reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben sowohl die bloße reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieses beyläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt sind, von jedem Schein der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder acht Mahl richtig betrogen zu werden. Wahr ists, daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Ärgste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter Zweyen der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der Gute, und der, für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug der Sohn der Ägypterinn fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumierter Sohn und Erb' er war, Mittel, sich das Athenische Bürgerrecht

zu verschaffen, welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes, und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den Athenischen Zünften eingeschrieben werden mußte, so vertauschte er bey dieser Gelegenheit seinen bisherigen Nahmen Athenion mit Aristion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bey den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Filosofen Vanini, seines gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Kultur dieser Gaben, und der kluge Gebrauch den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die filosofischen Wissenschaften, mehr aus Liebhaberey als um Gewinns willen, trieb, *) und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte, — hatte er vermuthlich von dem, was damahls zur Encyklopädie der Peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er, nach dem Tode seines Vaters, Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen, und, nach unsrer Art zu reden, den Professor der Filo-

*) Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieß aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schließen.

sofie und der schönen Wissenschaften *) zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa, und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Nahmen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück, wo er sich durch seinen lebhaften geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bey einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredtsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beynahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Filosof wie Posidonius in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. Aristion fing nähmlich seine neue Lebensart damit an, daß er ein schönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, in so fern als er das Mädchen heirathete, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr als sein eigener Vater gethan hatte; — wenigstens war es einem Filosofen aus der Peripatetischen Schule, welche, bey Berechnung dessen, was das Summum Bonum eines weisen Mannes ausmache, dem bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel

*) Denn dieß ist, was man, zu des Athenäus Zeiten, durch das Wort, σοφιστευειν, verstanden zu haben scheint.

auszulegen. Aber unsern Aristion werden wir bald auf einen solchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bey der Heirath der schönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nähmlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können. *) Auch der Umstand, daß er Athen verließ und seine sofistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athener sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man, in der Operazion, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmahl wieder als einer, der sein Glück gemacht hat, so läßt sich die Menge immer vom Glanze des Goldes blenden, und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

*) Γημας δε παιδισκαριον ευμορφον, μετα τουτου προς το σοφιστευειν ώρμησε, μειρακια σχολαστικα θηρευων. Mich däucht dieß sagt deutlich genug daß sie an der sofistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das wie? ergiebt sich aus der Natur der Sache.

4.

Als Aristion nach Athen zurück kam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia, eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Roms große und unversöhnliche Mitwerberinn um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenseits des Gebirges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun Alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freystaats weichen zu müssen. Aber das Schicksal, oder (richtiger zu reden) die Herrschsucht der Römer, (die keine andre Grenzen des Römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte Menschen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemahls entgegen gestellet hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine außerordentlichen Eigenschaften den Beynahmen des Großen erwarben; eine zweydeutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus, als sein Glück; und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu seyn.

Die Römer konnten den Ehrgeitz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallen-Nahmen eines Freundes und Bundesgenossen des Römi-

schen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — eben so wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer Italiänischen Stadt, die von den Ufern des Tibers sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen, und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. *) Bey solchen gegenseitigen Gesinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadozien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand; im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien, und durch den freywilligen oder erzwungnen Beystand vieler andern Asiatischen Völker verstärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu

*) „Entweder, o König, versuche größer zu werden als die Römer, oder befolge stillschweigend, was sie dir befehlen" sagte Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dieß erzählt) hinzu; denn er hatte zwar schon vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dieß war das erste Mahl, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit seines gleichen zu sprechen pflegten.

Felde, in welchem man bis auf zwey und zwanzig Nazionen von verschiednen Sprachen *) zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Nahmens, welche außer der Majestät des Römischen Volkes keine Majestät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Römer waren, seit ungefähr zwanzig Jahren, erst durch den Krieg mit dem Numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche fluthenweise aus Germanien in Gallien eingedrungen waren, und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen Marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten Italiänischen Bundesgenossen,) worin Italien in wenig Jahren über 300,000 streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte, — die Römer, sage ich, waren durch dieß alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eignen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den Römischen Nahmen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreyer sich aufwerfenden Erobrer die Thore aller Städte dieser reichen

*) Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumahl wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt: daß Mithridates alle diese Sprachen geredet habe.

und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten Römischen Feldherren, die sich ihm entgegenstellten, keine Sylla noch Lukulle. Er schlug sie zu verschiednen Mahlen, vernichtete ihre Armeen, und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider alles, was unter Menscheu und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Rom's Untergang zum Ziele hatten, und sich mit diesem — oder seinem eignen, enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Filosofen Aristion einen Augenblick aus dem Gesichte lassen müssen, weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geschehen mußte, anständiger war, dem Leser die Erinnerung an die Geschichte dieses berühmten Römer-Feindes durch etliche Federstriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweisen, die er jetzt vielleicht weder Lust noch Gelegenheit hat, nachzuschlagen. Wir kehren, nach diesem kleinen Absprung, erst zu den Athenern, dann zu unserm Sofisten zurück.

Es war ungefehr zweyhundert und vierzig Jahre, seit die Griechen durch die berühmte Schlacht

bey

bey Chäronea ihre Freyheit verloren — und über hundert, seit sie Etwas der Freyheit Ähnliches durch den Römischen Konsul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieser Zeit mancherley abwechselnde, zum Theil sehr widrige Schicksale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichsten und herrlichsten Städte in der Welt, noch immer, wenigstens dem Nahmen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerinn der Künste und der Wissenschaften; aber der Geist, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war schon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört, große Männer hervorzubringen. Der edle schöne Karakter, welchen Perikles und Isokrates dem Athenischen Volke beylegen, war zuerst durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrschaft der Macedonischen Fürsten, stufenweise so ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themistokles, Aristides und Cimon den größten König von Asien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bey lebendigem Leibe einen eigenen Priester bestellten, und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den Eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beym Plutarch bald die übermüthigen Bübereyen, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und

Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indessen blieb doch die Idee der Freyheit immer die Dulcinea dieses leichtsinnigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sey.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Filippus befreyte, so konnten sie sich doch bey kälterm Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freyheit, die man ihnen geschenkt hatte *) nicht viel besser als eine Kinderpuppe sey; und alle hellenisierende Politesse, königliche Freygebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Emilius, die Römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie vor andern Griechischen Städten von ihm empfangen hatten; erzeugten, eben darum, weil es Wohlthaten waren, bey einem so flüchtigen, veränderlichen, und auf seine ehemahlige Größe so eitelstolzen Volke nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bey dem geringsten Anschein, sich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umschlug. Das

*) Die Griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu den bekannten Filosofen dieses Nahmens in Megara, ich lasse euch eure Stadt frey. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen.

Widersinnigste bey diesem allen war, daß sie durch so viele Erfahrungen, wie sie sich bey jedem ihrer vielen Befreyer so wenig besser als vorher befunden, und im Grunde nur einen neuen Beherrscher um den Alten eingetauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen eben so vergeblichen Versuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu sehen, daß in ihren Umständen, und bey der damahligen Lage der Sachen, gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten Griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und gestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreyer von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so ergeben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumahlen, um sie, in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen, zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mußten; und es war Nichts, was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieß war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus bethören ließen, in

einer von seinen gesetzgeberlichen Satyren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.
Schlau wie der Fuchs ist jeder für sich; doch Alle zusammen
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht an Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten; aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird. Der erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreyers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nähmlichen Augenblick aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe, beeiferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehmahls, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie, die ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen, so lag es auch jetzt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem sie das nähmliche Geschenk

zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerey setzte, war der Filosof Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft, durch seine Beredsamkeit, und durch die Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bey dem Athenischen Volke in Ansehn zu setzen gewußt hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von dessen Entwicklung die leichtsinnigen Vögel des Aristofanes sich wenig träumen ließen; wiewohl der Knoten mit allem Fleiße so geschlungen war, daß er sich just auf diese Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in kurzen das Schicksal von Griechenland, ja von ganz Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punkt war, so wie die Sachen damahls standen, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgesehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politischen Horizont auf. Alle Griechische Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die schlauen Athener wollten lieber unter den ersten, als unter den letzten seyn, die sich bey ihm wichtig zu machen und in Gunsten zu setzen suchten. Die Frage war also, wen man an den König Mithridates ab-

schicken sollte? Natürlicher Weise den beredtesten Mann in Athen, folglich den Aristion. Dieß zu erhalten, war der große Punkt gewesen, und der Filosof erhielt ihn. Es war zwar nur der erste Schritt nach seinem Ziele; aber die übrigen machten sich dann von selbst.

Aristion reisete also an Mithridates Hoflager ab, und wurde sehr wohl empfangen. Denn dem eben so staatsklugen als tapfern uud entschloßnen Fürsten, der die Tücken des Glücks kannte, und dessen Macht, im Grunde, doch immer von sehr zufälligen Kombinazionen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkosungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Partey seiner Feinde zu schwächen und die seinige zu verstärken. Der König und der Filosof wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig, das ist, der König versprach, was der Filosof wollte, weil er wußte daß er immer Herr bleiben würde, gerade so viel zu halten als ihm belieben würde, und der Filosof, der die gute Disposizion und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Filosof mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhang der Sachen, daß ein solcher Geheimartikel existierte, und daß er darin bestand: Aristion sollte, mit Genehmigung und Beystand des Mithridates, sich der höchsten Gewalt in Athen bemächtigen,

und dafür Seiner Majestät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig seyn.

Mithridates war ein zu großer Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte, und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen; aber es war jetzt bloß darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freyheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. So lange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie mußte also, nach damahliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann seyn, der ohnehin schon viel beym Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Aristion. Sein eignes Interesse nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu seyn, und, wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug daß Mithridates durch diesen Mann erreichte, was jetzt für den Moment seine Absicht war. Ging sein Hauptplan glücklich durch, so blieb den Griechen ohnehin nichts anders übrig als sich an den Sieger anzuschmiegen; fiel' es aber widrig aus, so halfen die Athener wenigstens die Römer aufzuhalten; und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto besser in Verfassung zu setzen. Der König war also bey diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil; und überließ es übrigens dem Athenischen Sofisten, wie gut oder schlecht er bey dem ganzen Handel fahren würde.

Aristion mußte bey dem allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht vor

der Zeit durchscheinen zu lassen, und ein Volk dadurch scheu zu machen, das eben so eifersüchtig über seine Rechte, als unbesonnen in seinen Anschlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partey in dieser großen Stadt; zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einfluß beträchtlich genug, weil sie aus den Edelsten und Reichsten bestand, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fing zwar wieder an, den Meister zu spielen, und das, was ihm den Aristion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in seinen von Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridats Unterstützung, wieder hergestellt zu sehen; aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten alles verderbt haben.

8.

Aristion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis sie ihm ihre völlige Dienste gethan, und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in seinen gesandtschaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Licht eines großmüthigen Befreyers von dem Römischen Joche gezeigt, und so, wie sie jetzt größten Theils gesinnt waren, konnte sie nichts mehr zurück halten, sich diesem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewißheit,

ob er auch mächtig genug sey, sie bey der Unabhängigkeit, welche sie von seiner Freundschaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu schützen. Allein dieß konnte nun, da Mithridates Meister von ganz Kleinasien war, da er Alles, was Römisch hieß, an Einem Tage aus dem ganzen Umfang dieser weitläufigen Provinzen vertilgt hatte *) und schon im Begriff stand, mit einem sieg-

*) Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italiänern, welche theils die Staatseinkünfte gepachtet, theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er alles, was Römisch hieß, darin vertilgt hätte. Er schickte also, von Ephesus aus, geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf Einen bestimmten Tag alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagnen Römer zu begraben, oder einen lebenden zu verbergen, war bey hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre Römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freyheit, diese den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld, u. s. w. Der Haß der Asiaten gegen ihre Römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefähr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden, den

reichen Heer und mit den glänzendsten Hoffnungen in Europa überzugehen, bey einem so lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr seyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Aristion ergreifen mußte, um sich zu gleicher Zeit seiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und seinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte also in Person, als der Herold einer fröhlichen Bothschaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartungen seiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug gespannt hatte, um gewiß zu seyn daß sie ihn mit schwärmerischem Entzücken empfangen würden, so ließ er es auch auf seiner Seite an Nichts ermangeln, was diese seinen Absichten so günstige Disposizion des Volkes unterhalten konnte. Er wußte, wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überrascht, und ihnen nicht Zeit läßt, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der Ägyptischen Magd, vor kurzen noch ein bloßer Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeyströmten, in einem schimmernden Purpurkleide,

Engländern, gleich, und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzig tausend Römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird.

auf einem Thron mit silbernen Füßen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrey des Volkes, wie im Triumf, zu Athen ein; und glücklich, wer sich am nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des großen Königs verschafft hatte! Der Mann, der sie von den Schatzungen der Römer zu befreyen, ihre liebe Demokratie wieder herzustellen, und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — versprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßige Freude zu erregen, und die ausschweifendsten Ehrenbezeigungen zu rechtfertigen, die einem solchen Mann erwiesen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelassen hatte, in seinem alten Quartier abzusteigen, so wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgehohlt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Mahlereyen, Bildhauerwerken und silbernen Gefäßen aufs prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her, und begleitet von einer Menge Volkes, die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pomp erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes *)

*) Oἱ περι Διονυσου τεχνιται, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Mu-

dem König Mithridates, als dem neuen Bacchus, *) und seinem Günstling Aristion zu Ehren, ein großes Fest angestellt hatten, und beyden öffentlich Libazionen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als von Aristion und Mithridates, und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlandes geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit eben so nüchternen Augen an, wie wir; aber sie mußten am Ende thun wie die andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre, ihm widersprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstling des neuen Weltbezwingers Bacchus-

sikanten, kurz die ganze Bande joyeuse begriffen, welche unter dem besondern Schutz dieses Gottes standen und als seine Anzehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anstoß von Gicht befallen worden und deßwegen die warmen Bäder zu Adipsos besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερειων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigne Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Krispinus u. s. w.

*) Denn so wurde jezt Mithridates in Klein-Asien überall genannt und verehrt, wie dieß Cicero selbst bekräftigt. Orat. pro Flacco c. 25.

Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die Gunst des Mannes bewerben, durch dessen Hand jeder was er wünschte von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Aristions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Klienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unser Filosof war der Mann nicht, der eine so erwünschte Hitze ungebraucht hätte erkalten lassen sollen. Vermuthlich geschah es auf seine Veranstaltung (wiewohl Athenäus dieß nicht ausdrücklich sagt) daß, bald nach seiner Ankunft, das ganze Volk, ohne von obrigkeitlichen Personen, denen solches allein zukam, zusammenberufen zu seyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathschlagungen sich versammelte, um zu hören, was ihnen der wundervolle Aristion zu sagen hätte.

Aristion erschien, bestieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fing seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieß, und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläuften daraus entstehen könnten, wenn er ihnen alles sagte, was ihn seine Liebe zur Republik zu sagen dringe, mache ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs äußerste gespannt war, rief ihm zu, daß er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah, worin er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreissenden Beredsamkeit vor: daß die Begebenheiten dieser Tage so groß und außerordentlich seyen, daß sie alles überträfen, was der ausschweifendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, sagte er, ist in diesem Augenblick Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer, Nikomedes, vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen festen Lande von Frygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am Europäischen Meere bis zu den Mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehl; die Römer selbst, deren Obermacht vor kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren, Oppius und Aquilius, sind seine Gefangnen; und dieser Aquilius, ein Mann, der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumfiert hatte, muß sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen Pontischen Reiter, Nahmens Basternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an Einem Tage bis am Fuß der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haß gegen alles was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die

das Römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaßte Toga von sich warfen, und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinen ehmahligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen, empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europa's eilen in die Wette, sich auf seine Seite zu schlagen; und nicht nur von den Völkern Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bey ihm angelangt, und bezeigen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerstörung Roms ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redselige Sofist ein, weil er dem erstaunten Volke etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher Gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, sollt' ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue ihren Absichten anpassende Verfassung zu geben? nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Ge-

richtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bey einem bloßen Schimmer von Hoffnung alles zu wagen; aber es wäre Schande unthätig zu bleiben, wo der Beystand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichsten Erfolges gewiß macht."

Die Vögel des Aristofanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lockspeise, und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich eben so vieles Guten versahen, als zu seinem Ansehen bey dem großen Könige, ihrem neuen Freund, Beschützer und Abgott? Aristion wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die Athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mahl, daß die Athener, in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand, als — ein Magister, der über den Polybius lies't. Schulmeister, Gärber, Huffschmid, alles galt ihnen gleich! Der Mann, den

sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Filosofen beherrscht wird! War es nicht Plato der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Filosofen herrschen, die Weiber gemein sind, und alles gut geht? Der Weise, sagen die Stoiker, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige, und Herr über alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, daß sie gesagt haben, er sey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muß es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Filosof Aristion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das was sie eigentlich wünschten war ja Friede, und Überfluß, und Schauspiele und Lustbarkeiten, und ewiger Müßiggang, und Unabhängigkeit, und alles thun zu können was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand ihnen dieß Alles zu verschaffen, was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen

mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er, in seiner Art, mehr leistete als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsre Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Filosofen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines politisch-satyrisches Romänchen wäre, welches wir, in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein paar gute Sittenlehren dadurch beyzubringen, aus dem Füllhorn unserer eignen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman, sondern, in ganzem Ernst, mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweyer Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung Statt findet; wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir sagen, daß der eine kein geringerer als der berühmte Posidonius, und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des letztern, und

stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Ruf eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Sekte, welche die Stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten von Aristion gezogen, wäre nicht der Stoische Filosof dieses Nahmens, sondern ein andrer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher Athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt, so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dieß im Vorbeygehen, da es allenfalls an dem bloßen Zeugniß des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem was Plutarch im Leben des Sylla von Aristion meldet, schon genug seyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmahl das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an, und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eignen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Kompliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer

zweydeutigen Spitzfündigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag als die andern alle zusammen, ein Despot, und die Athenische Demokratie hatte mit der ersten Souveränitätshandlung, die sie dadurch ausübte daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art wie sich der Filosof Aristion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoß von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist, unsers Wissens, ohne Beyspiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Filosof; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen bloß von einem Tage zum andern lebt, ist, so bald er dieser Art von Glückseligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel wodurch er diese große Staatsoperazion bewirkte war das zweckmäßigste von der Welt. Er brauchte nur den Reichen alles zu nehmen, so blieb auch den übrigen nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weise war in der damahligen Lage der Sachen nichts leichter als dieß, wiewohl unter

andern Umständen nichts schwerers gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte, und bey weiten den zahlreichsten Theil ausmachte, war Mithridatisch gesinnt — alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich, Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für Einen Mann; alle Römischgesinnten wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt, und als solche entweder ohne weitern Prozeß todtgeschlagen, oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beyden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat, d. i. dem Regenten Aristion anheim, der, vermöge seiner mit dem Volke getroffnen stillschweigenden Konvenzion, den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die mindeste Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden, und also (nach der gemeinen Definizion) kein guter Bürger sey, wurde, wenn es sich nur einiger Maßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern, oder doch wenigstens eines Vorsatzes, sich in dergleichen einzulassen, angeklagt, und wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäfte mit solchem Ernst, daß viele, an welche (weil man doch nicht alles auf einmahl thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glücklich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Aristion besetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne seine Er-

laubniß hinaus lassen durften; und da sich einige bey Nacht über die Stadtmauern an Stricken heruntergelassen hatten, schickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche sie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn sie sich nicht gleich ergeben wollten. Auf diese Weise brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zusammen; denn, vermöge seines angenommenen staatswirthschaftlichen Grundsatzes, wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, sondern auch, so viel möglich, aller Lebensmittel seyn, und seine Kornböden wurden also mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der konfiscierten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieser Administrazion war, daß in kurzer Zeit auch die Mithridatischgesinnten Athener nichts mehr zu essen hatten. Aber der weise Aristion hatte dieß vorhergesehen, und sich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in den Händen hatte, das Schlimmste, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungersterben, zu verhüten. Er ließ nähmlich alle Tage beynahe ein Pfund Gerste (einen Chönix, d. i. ein Maß von 60 Unzen, auf vier Tage) auf den Mann, unter die ganze Bürgerschaft austheilen — eine Porzion, welche Hühnern oder Gänsen angemeßner gewesen wäre als Menschen. Aber Aristion, dem nichts so sehr am Herzen lag als die Sicherheit seiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben soll um zu essen; daß es also genug ist, so viel zu essen, als man braucht um nicht zu sterben, und daß das sicherste Mittel die animam concupiscibilem und irascibilem, den thierischen Theil der Menschen,

welcher der Sitz aller bösen und gefährlichen Leidenschaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerspänstigkeit und Meuterey ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brotkorb so hoch als möglich hängt, und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seinen Regenten und Oberherrn, aufzulehnen.

Der Athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovialisches Völkchen, daß er sich bey Müßiggang und funfzehn Unzen Gerste des Tags eine Zeit lang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen daß noch immer manche hier und da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte, daß sie nicht fähig seyn könnten die Köpfe zusammen zu stecken und Entwürfe zu machen, wobey sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bey Tage konnte er deßhalben ruhig seyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugsam beobachtet; aber heimliche Zusammenkünfte bey Nacht zu verhindern, gab es nur Ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Polizeyverordnung, vermöge welcher bey hoher Strafe verboten war, daß sich niemand, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bey allen Polizeyverordnungen findet; sie erreichte ihren Zweck, aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daß es, um sich besser zu finden, eine Arzney genom-

men hatte, die um ein großes Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserm regierenden Filosofen sehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden, das Vermögen so vieler Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt, und denselben mit Hülfe von zweytausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Karakter, und dem großen Grundsatz seiner Staatsökonomie, zu nehmen was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts als daß er dem Römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delfi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respektieren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damahls waren, und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ, und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm ab-

hingen, und alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen einzigen, welcher auch, wie Er, die Prätension hatte, ein Peripatetischer Filosof zu seyn, und, ohne Zweifel durch Ähnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte Gefälligkeit gegen den Tyrannen, und daß er sich willig begnügte nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bey ihm in Gunst zu setzen gewußt hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Nahme zufälliger Weise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberey oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zu Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Filosofen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theofrast, Theofrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis, und dieser seinen eignen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreyßig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälliger Weise hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun daß er durch die Tradizion

oder auf andre Weise erfahren was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel zugerichtet, hervorzog, und als die Originalhandschrift der Werke des großen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte, der über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren, Schatz eine desto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach, außer der alten Bibliothek zu Alexandria *) wo entweder das wahre Autografon dieser Werke oder wenigstens eine davon genommene Abschrift befindlich war **) kein anderes Exemplar davon in der Welt existierte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla, nach Eroberung von Athen, unter anderm was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Nahmens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu kopieren, und, nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen, oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen, stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publikum kamen. Wenn man es also gleich (wie

*) Derjenigen, welche der König Ptolemäus Filadelfus zu sammeln anfing, und die bey Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicher Weise ein Raub der Flammen wurde.

**) Athenaeus L. I. p. 3. B.

Einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag in Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind, so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken, alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen, würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter *) auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristions war, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der Peripatetischen Filosofie in genauere Verbindung gebracht hatte, so war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten, oder war vielmehr so arm an geschicktern

*) Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt, und war das Archiv, wo die Athenischen Gesetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahret wurden.

Männern, auf die er sich hätte verlassen können, daß er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte so wenig was bey einem solchen Geschäfte zu thun war, daß er die wichtigsten Posten unbesetzt, und sich selbst mit den tausend Mann, die er bey sich hatte, somno vinoque sepultus, von dem Römischen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verlust seiner ganzen Mannschaft, wenigstens seine eigne Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwischen durch seinen Feldherrn Archelaus so große Fortschritte in den zunächst an Asien grenzenden Europäischen Provinzen, welche die Oberherrschaft der Römer erkannten, gemacht, daß diese, ungeachtet des gefährlichen Zustandes, worin sich die Republik durch den Zusammenstoß der Parteyen des Marius und Sylla in ihrem Innersten gesetzt befand, es nicht länger anstehen lassen konnten, dem Fortgang eines so furchtbaren Feindes Grenzen zu setzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die Partey seines Gegners erhalten hatte, und sich die Ehre, den Übermuth des Mithridates zu dämpfen, von keinem Andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen je-

ner die Stadt und dieser den Piräeus *) besetzt hielt, waren eben so entschlossen, es aufs Äußerste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die dem Römischen Feldherrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Karakter des Aristion, und die Art wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die größte und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partey des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem Römischen Feldherrn, wie Sylla, aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und alles, wenn sie es aufs Äußerste ankommen ließen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frey genug waren, einen eignen Willen zu haben; und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener

*) Der Hafen von Athen, welcher selbst eine große Stadt und mit einer sechzig Fuß hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war.

wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte, sondern, was der Tyrann Aristion wollte, welcher wohl wußte, daß er, sobald Athen in der Römer Hände zurückfiel, wieder Nichts war, und also alles, was er für den Mithridates that, für sich selbst that. Es ist zu glauben, daß er auf die anscheinende Übermacht des Letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entsatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man sein Betragen während der Belagerung ansieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er, nach dem großen Grundsatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügellosesten Befriedigungen ihrer Lüste immer vom Galgen träumt, sich wenigstens, wie Kurzius, eh' er sich in den Pfuhl stürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch alles erlaubt war, recht überschwänglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von sinnlosem Übermuth und kaltblütiger Grausamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht den gutherzigsten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch selbst, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menschen, so schlimm er auch seyn mochte, mehr Böses nachzusagen, als er sich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Aristion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weise dafür gesorgt, daß die Athener seiner Gnade leben mußten; und es lag nur an ihnen, sich bey ihren vielen Schauspielen und einem Pfund Gerste des Tags, (welches doch immer mehr war als worauf ein

Diogenes sicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber diese Municifenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten hatte. Aristion mußte nun dafür sorgen, daß es Ihm selbst und seinen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen wie sie konnte. Das Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefähr 100 Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über 166 Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen und Oehlflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers, sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu; und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereyen und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen, und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterinn der Minerva, in der äußersten Noth, nur um ein halbes Nößel Weitzen bitten ließ, schickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilenschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den Römischen Feldherrn abzuschicken, die ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputierten waren, wie es scheint, dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im Medischen Kriege vor, so daß ihm endlich die Gedult ausging, und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schöne Herren, steckt eure Rede wieder in euren Schulsack und geht wo ihr hergekommen seyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geschickt, um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen."

Während dieser Audienz war dem Sylla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie, wegen einer daran stoßenden Anhöhe, am leichtesten zu ersteigen war; und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeschützt gelassen. Sylla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu Nutze, erstieg die Mauer, ließ sogleich so viel als nöthig war niederreissen, und zog mitten in der Nacht, unter einem entsetzlichen Lärmen von Trompeten und Hörnern, und bey dem noch schrecklichern Geschrey seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaub-

niß

niß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten stürzten sich mit bloßen Schwertern durch alle Gassen, und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen alles was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren von Hunger so entkräftet, daß sie nicht einmahl fliehen konnten. Sie blieben stehen, und ließen sich geduldig niedermetzeln; viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athens, worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Karakter des Römischen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm so viel gekostet hatte, seine Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kallifon, zwey von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden Römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe, sagte er, den Vielen um der Wenigen, und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich indessen in die Burg zurückgezogen, und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wußte was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit Einer edlen That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerstörte.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bey Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf, und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar von Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich, zu ihrem Glücke, an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu seyn — und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Aristion, der das, was er an den armen Athenern verschuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebst einigen seiner schlimmsten Mitschuldigen, sogleich, nachdem er sich auf Gnad' und Ungnade hatte ergeben müssen, auf Befehl des Sylla umgebracht, nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeit lang gefangen gehalten, und erst nach dem zwischen dem Römischen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geschloß-

nen Vergleich, dem Letztern zu gefallen, heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieser Elende, der ohne Zweifel den Nahmen eines Filosofen nicht besser verdiente als den Nahmen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiednen Zeitpunkten seines Lebens Beydes seyn zu wollen, giebt eines von den stärksten Beyspielen ab, wie viel die Entwicklung dessen, was in einem Menschen liegt, von den Umständen abhängt. Wäre er sein Lebenlang Schulmeister oder Peripatetischer Filosof (wie er sich nennen ließ) geblieben, so wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß seine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Komposizion von Schwelgerey und Grausamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Mensch gewesen seyn, und, bey Gelegenheit, eine Schuld abgeschworen, ein falsches Testament untergeschoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabey zu gewinnen gewesen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben, oder, im Dunkeln und hinterrücks, ein Messer in den Leib gestoßen haben; aber, um sich in seiner wahren nackten Gestalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er alles seyn durfte, was er seyn wollte.

Indessen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den schädlichen Eigenschaften, wovon sie endlich das Opfer wurden, nichts zutrauten, eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann, und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die Andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Gestehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm be-

trogen wurden. Daß der vorgebliche Filosof einer von denen sey, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht, so lange gleichviel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dieß hätten sie früher merken können; und von dem Menschen, der unter dem Nahmen eines Professors der Filosofie, in Kompagnie mit einem hübschen Mädchen, auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Ärgste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereyen im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion genannt Aristion, ohne sich jemahls etwas von Tyranney träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Sekte gestiftet, und, anstatt einer häßlichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der filosofischen Geschichte gespielt hätte — und das alles, ohne, im innern Grunde seines Wesens, um ein Haar ein beßrer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daß ein Mensch scheint was er nicht ist — bald daß das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffner Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eignen Händen baute; und blieb was er war, nachdem ihn Alexander zum König von Tyrus gemacht hatte. Aristion war ein maskierter Bösewicht, da er noch der Filosof Aristion hieß,

und wurde als ein Bösewicht erfunden, sobald ihn das Glück auf die Kapelle setzte.

Die Kaiser Markus Aurelius und Julianus machten der Filosofie ganz andere Ehre als Aristion, und doch ist vielleicht noch eine Frage, ob beyde, ohne die Prätension an den Filosofen-Mantel, nicht noch bessere Regenten gewesen wären; aber dieß ist gewiß, wenn sie es waren, so kam es nicht daher, weil sie Filosofen, sondern weil sie tugendhafte Menschen waren.

Litterarische Miscellaneen.

1.

Antwort auf die Frage: was ist eine schöne Seele?

Beyspiele mahlen oft mit einem einzigen Zug unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüßte ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beyspiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenofon.

Das erste giebt mir die junge Gemahlinn des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten. Cyrus hatte mit dem besiegten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlinn und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigranes: „und wie viel würdest du geben, um deine Gemahlinn wieder zu erhalten?" — Man muß aber wissen (sagt Xenofon) daß Tigranes erst seit kurzem vermählt war, und seine junge Gattinn aufs zärtlichste

liebte. — Ich, sagte der Prinz, ich würde sie eher mit meiner Seele loskaufen, eh' ich zugeben wollte, daß ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand das Recht eines solchen Liebhabers besser als das Recht des Siegers, und gab sie ihm auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den Armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freund, schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeldlich auf freyen Fuß, und schloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Diese Umstände mußten voraus geschickt werden, um, was nun folget, verständlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hause fuhren (so fährt Xenofon fort) machte Cyrus den einzigen Inhalt ihres Gespräches aus. Der eine erhob seinen Verstand, der andere seine Tapferkeit, ein dritter seine Leutseligkeit, und noch jemand zuletzt seine Schönheit und stattliche Gestalt. Hier wandte sich Tigranes an seine junge Frau: sage mir, Liebe, ist dir Cyrus auch so schön vorgekommen? — „Die Wahrheit zu sagen, antwortete sie, ich habe ihn nicht angesehen." — Und wen sahest du denn an? — „Wen anders hätte ich ansehen können, als den, welcher sagte, daß er seine Seele geben würde, um mich von der Dienstbarkeit loszukaufen," erwiederte die junge Frau. — Diese junge Frau, vorausgesetzt, daß sie fühlte was sie sagte, war was ich eine schöne Seele nenne.

An eben dieser Stelle der Cyropädie wird eines Weisen Erwähnung gethan, der ehmahls Hof-

meister des Prinzen von Armenien gewesen war. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm. — Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten lassen? versetzte der Prinz. Und was hatte er denn Übels gethan, fragte Cyrus. — „Mein Vater beschuldigte ihn, er verführe mich. Und doch, mein bester Cyrus, war es ein so guter, so rechtschaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor seinem Tode zu sich bitten ließ, um mich zu beschwören, daß ich seine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. „Er thut es nicht aus bösem Herzen, sprach er, sondern weil er nicht weiß was er thut. Was aber die Menschen aus Unwissenheit sündigen, das nehme ich ihnen so auf, als ob sie es wider Willen thäten." — Wie Schade um einen solchen Mann! rief Cyrus. — Dieser Mann, meine Freunde, hatte, was ich eine schöne, und zugleich eine große Seele nenne.

Noch ein Beyspiel aus eben diesem Sokratischen Heldenbuche! Wem sollte wohl Panthea, die reitzende und tugendhafte Gemahlinn des Königs Abradates von Susiane, unbekannt seyn? Es ist augenscheinlich daß Xenofons Absicht war, uns in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau darzustellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Krieger den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Bergschloß gebracht und Araspes leistete ihr Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas

Menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und seine Leidenschaft gewann, nach langem Widerstand, endlich so viel Gewalt über ihn, daß er sich gezwungen fand (sagt Xenofon) sie um Etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, welche ihren abwesenden Gemahl inniglich liebte, nothwendig abschlagen mußte. Gleichwohl wollte sie bey Cyrus noch keine Klage deßwegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte, einen so wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, säumte sie sich nicht, dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unsichern Hüter er sie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück, und fand ein Mittel, ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzessinn benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von allem was er in Rücksicht ihrer dem großmüthigen Cyrus schuldig war, und rieth ihm, sich je bälder je lieber von der Assyrischen Partey loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rath seiner Gemahlinn, und Panthea genoß das Vergnügen die Stifterinn eines schönen Bundes zu seyn, und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl in geheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen; und nun da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeigte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber,

daß sie sich ohne Bedenken habe entschließen können ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit sollte ich mehr prangen, als wenn dich jedermann mit meinen Augen ansieht?“ Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reitzend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenofons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff, seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte, und mit diesen, der edelsten Spartanerinn würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates, sprach sie, wenn jemahls ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt, so weißt du, ob ich eine von diesen Weibern bin. Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben, als durch alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber wiewohl ich so für dich gesinnt bin wie du weißt, so schwör, ich dir doch bey deiner und meiner Liebe, daß ich lieber neben dir als einem tapfern Mann von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämest, ehrlos mit einem Ehrlosen leben wollte. So denke ich und so muß ich denken, wenn ich dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Überdieß welchen Dank sind wir nicht

dem Cyrus schuldig, der, als das Kriegsglück mich zu seiner Sklavinn machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den großmüthigen Mann thun, der so viel für uns gethan hat?"

Wer müßte der gewesen seyn, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied um sie vielleicht nie wieder zu sehen, nicht begeistert hätte? Mit Bewundrung und Entzücken legte Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf und betete: Laß mich, o großer Orosmasdes, durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieser Panthea und der Freund des Cyrus zu seyn! Mit dem letzten Wort entriß er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf, und die Thür ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu seyn und sich zu entfernen.

Xenofon mahlt seine Bilder selten aus, es sind nur leichte Umrisse; aber o! wie viel mehr sind diese Umrisse werth als die Gemählde von tausend Andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That, sagt er, machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick; aber niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war."

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäf-

tigte den Sieger so sehr, daß etliche Tage vorbeygingen, eh' er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. Wo ist Abradates? fragte er endlich. Man sagte ihm, er sey in der Schlacht umgekommen, und seine Gemahlinn (setzte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hieher an das Ufer des Paktols gebracht; und während ihre Kämmerlinge und Sklaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knieen haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit auszuschmücken.

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichnam auf ihrem Schooß auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf die Leiche herab. „Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen, und uns hast du zurückgelassen!" — Er will ihn mit diesen Worten bey der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen; denn sie war mit einem Ägyptischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie, und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. So ist alles Übrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiß daß ihm alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörinn war es, die ihn anreitzte, alles zu wagen, um sich als deinen Freund zu beweisen und deine Achtung zu verdienen. Und o! ich bin gewiß, er dachte nicht, was ihm begegnen könnte, sondern bloß was er thun wollte, um sich dir angenehm zu machen. „Und so gab er, ohn' es zu bereuen,

sein Leben hin — und ich — sitze hier neben ihm und athme!"

Cyrus antwortete ihr eine Zeit lang nur mit Thränen. Endlich da er wieder Worte fand, bemühte er sich, sie durch die einzigen Vorstellungen, die ihre Seele in einem solchen Zustand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausschmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Bestattung herbey zu schaffen befohlen hatte. Und denke nicht, sagte er, daß du nun verlassen seyest. Ich ehre deine Keuschheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweise davon zu geben, und überdieß will ich dich einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten soll, wohin du selbst verlangst. Sage nur, zu wem du gebracht werden willst.

Sey ruhig, Cyrus, versetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte sie verlassen. Er ging (sagt Xenofon) und ihn jammerte des Weibes, das einen solchen Mann verloren, und des Mannes, der ein so vortreffliches Weib sein genannt hatte und nun nicht mehr sehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen sich zu entfernen; laßt mich, sprach sie, bis ich mich recht satt über ihm geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat sie zu bleiben. Wenn ich todt bin, sagte sie zu ihr, so hülle ihn und mich in das nähmliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königinn zu Füßen, flehte ihr keinen solchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte sich die Brust mit einem Dolche, den sie schon lange auf diesen Fall bey sich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz, und starb.

2.

Ueber etwas, das Platon gesagt haben soll, und nicht gesagt hat.

Ein schöner Gedanke eines Originalautors findet sich oft, indem er nach und nach aus einer Hand in die andre geht, am Ende von dem, was er ursprünglich war, so verschieden, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkennen würde. Ein Beyspiel dieser Art, das mir so eben vorkommt, ist sonderbar genug, um nicht unbemerkt gelassen zu werden. Es betrifft einen Gedanken des Platon, der in seinem Fädrus befindlich ist, einem von so manchen Italiänischen, Englischen und Deutschen Dichtern so häufig berupften, aber gewiß von den Wenigsten gelesenen und von noch Wenigern verstandnen Dialog, worin Platons vorgeblicher Sokrates, um einem schönen Jüngling zu erklären, was schön ist, in einer seltsamen metafysisch-mystischen Bildersprache so wunderschöne, helldunkle, sublime und zum Theil unbegreifliche Dinge vom Zustande der Seele vor und nach diesem Leben, von ihren Federn und Flügeln, von ihrem Wagen und Pferden und Kutscher, von den Reisen, welche sie im Gefolge Jupiters und der andern Götter in den überhimmlischen Gegenden macht, und von der herrlichen Augenweide die sie dort hat, und von den Mysterien worin sie inizirt wird, und wer weiß von wie viel andern wunderbaren Sachen offenbart, wobey einem jungen Menschen, der sie zum ersten

Mahle lies't, die Wangen glühen und das Herz im Leibe hüpft, weil man in diesem Alter nichts Herrlichers findet als metafysisches Galimathias, in schöne und bunte poetische Bilder eingekleidet. — Doch die Rede soll jetzt nicht vom Fädrus, sondern bloß von der Verwandlung seyn, die ein bekannter Gedanke aus ihm im Durchgang durch ein paar gute Köpfe erlitten hat.

„Könnten wir, sagt Plato, die Tugend nackt erblicken, so würden wir so viel Reitz an ihr entdecken, daß wir außer ihr nichts auf der Welt mehr lieben wollten." — Dieß versichert uns ein (i. J. 1775.) neuester, übrigens empfehlungswürdiger Schriftsteller, dessen Nahme hier nichts zur Sache thut; und wer sollte ihm auf eine so positive Versicherung nicht glauben, Plato habe das wirklich gesagt? Gleichwohl sagt Plato von diesem allem nichts. Seine selbsteigenen Worte mögen Zeugniß dessen geben — (φρονησις ὀυχ ὁρᾶται) *Δεινους γαρ ἀν παρειχεν ἐρωτας, ἐιτι τοιουτον ἑαυτῆς ἐναργες ειδωλον παρειχετο εις οψιν ἰον.* „Die Weisheit würde die gewaltigste Liebe erwecken, wenn sie sich unsern Augen in einer Gestalt, die ein sichtbarer Abdruck ihrer geistigen Schönheit wäre, darstellen könnte.

Hätte der neuere Schriftsteller diese Platonische Stelle auch nur aus der Übersetzung, welche Cicero davon gegeben, gekannt, so würde er dem Original schon weniger Unrecht gethan haben. Sie steht im 14ten Abschnitt des 1. Buchs de officiis, und lautet so: formam ipsam — et tanquam faciem honesti vides, quae si oculis

cerneretur, mirabiles amores, ut ait Plato, excitaret sapientiae. „Wenn das Ideal des Sittlichschönen mit leiblichen Augen gesehen werden könnte, es würde (wie Plato sagt) eine erstaunliche Liebe zur Weisheit einflößen." — Denn wiewohl sich Cicero schon die Freyheit genommen hat, diesen Platonischen Gedanken anders zu wenden, so sagt er doch im Grunde beynahe eben dasselbe. Aber vermuthlich ist er noch durch mehr als Einen neuern Kopf gegangen, bis er sich endlich unserm wackern Landsmanne, durch einen nur zu gewöhnlichen Irrthum des Gedächtnisses, in einer Gestalt darstellte, worin er gerade zweymahl nonsensikalischer erscheint als im Plato selbst. Denn dieser will nicht, daß die Tugend sich nackend zeigen soll, und sagt auch nicht, daß man, wofern sie dieß thäte oder thun könnte, sonst nichts mehr lieben würde als sie.

Es wäre zu wünschen daß dieses Beyspiel einen jeden Schriftsteller, der die Gedanken eines andern anführt, behutsam genug machen möchte, allezeit vorher im Original nachzusehen, oder, wenn ihm das nicht gelegen ist, lieber zu sagen was er selbst denkt, als was Plato oder Aristoteles gesagt haben, deren Nahme die Sache doch nicht besser macht; das was sie gesagt haben, mag nun wirklich ein lichtvoller Gedanke, oder (was mir hier der Fall zu seyn scheint) nur ein Irrwisch seyn. Denn was sagt uns der göttliche Plato im Grunde durch einen bedingten Satz, dessen Bedingung eine Unmöglichkeit ist? Die Tugend kann nun einmahl vermöge ihrer Natur nur in Gefühlen, Neigungen und Handlungen sicht-

bar werden; und wem sie in dieser Sichtbarkeit keine Liebe einflößt, dem ist nicht zu helfen.

Ich weiß wohl daß nach Plato ein intelligibles Urbild der Weisheit in den überhimmlischen Räumen oder in der Welt der Ideen existiert. Aber auch dadurch wird der Gedanke nicht besser. Denn immer bleibt es (seinen eigenen Begriffen zu Folge) eine Unmöglichkeit, diese Idee mit leiblichen Augen zu sehen. Solche Einfälle läßt man allenfalls einem Dichter hingehen, oder bewundert ihn wohl gar darum; aber in dem Munde eines Filosofen sind sie unerträglich.

Übrigens hat die Vorstellung der Tugend, die sich nackend sehen läßt, etwas Unschickliches und Widerliches; und ich zweifle sehr, ob ein großer Mahler sich dazu verstehen würde, die personificierte Tugend gewandlos darzustellen. Es sind, däucht mich, nur zwey idealische Wesen, denen es anständig oder vielmehr zuständig ist, nackend vor unsern Augen zu erscheinen: die Wahrheit und die Schönheit. Selbst die Grazien, wiewohl die Gewohnheit, sie unbekleidet (meistens zu ihrem großen Nachtheil) darzustellen, bey den Künstlern überhand genommen hat, würden in dem Gewande, das ihnen Sokrates gab, mehr Grazie haben; wenigstens sollte der Mahler oder Bildner, der verwegen genug ist, sie zu entkleiden, auch Sinn und Genie genug haben, einen solchen Schein von Unschuld über sie auszugießen, daß man, so wie man sie erblickte, denken müßte, sie wüßten nicht, daß sie nackend seyen.

3.

Rechtfertigung eines schönen Wortes des Pompejus.

Pompejus, der Große zugenannt, befand sich einst in dem Falle, daß er in dringenden Geschäften der Republik — (es war darum zu thun, die Stadt Rom in einer Theurung mit Lebensmitteln zu versehen, und dieß war in einer so ungeheuern Stadt und bey ihrer damahligen Lage das Dringendste aller Staatsgeschäfte) — zu einer Zeit, da die See sehr stürmisch war, zu Schiffe gehen sollte. Man stellte ihm vor, daß er es nicht wagen könne, ohne sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. „Es ist nöthig daß ich abreise, sagte Pompejus, daß ich lebe ist nicht nöthig."

„Dieß sieht wie ein bon-mot aus (sagt der nun ganz vergeßne Balzac, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für einen gewaltigen Schöndenker und Arbiter elegantiarum galt) aber, wenn man's näher besieht, findet sich daß es nichts sagt; denn es sagt etwas das sich selbst vernichtet. Wie kann ein Mann reisen wenn er nicht lebt?" Hier möchte man wohl zurück fragen, wie konnte ein witziger Kopf ein Wort, das nichts weniger als ein witziger Einfall ist noch seyn soll, für ein bon-mot ansehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ein schiefes Urtheil darüber zu fällen? Wenn dieser Tadel träfe, so müßte ein Soldat, um seine Schuldigkeit zu thun, allemahl wo er Gefahr sähe davon laufen. Denn

wie kann er ohne Kopf, oder ohne Arme und Beine, seine Schuldigkeit thun? Seine erste Pflicht wäre also, immer vor allen Dingen seine Person in Sicherheit zu bringen. Bey dieser Art zu räsonnieren würden die Kriege nicht sehr blutig seyn, — und unter dieser Bedingung könnten wir sie wohl für richtig gelten lassen.

Das Wort des Pompejus hat nur Einen Sinn, und dieß ist ein großer Sinn, gegen den nichts einzuwenden ist. Er will sagen: Wenn die Gelegenheit, wo ein braver Mann seine Schuldigkeit thun soll, da ist, so fragt er nicht: kann ich sie mit Sicherheit thun? Er thut sie, erfolge was da will. Ob ich lebe oder nicht lebe, ist, am Ende, der Welt gleich viel; denn sie ist lange ohne mich gegangen und wird auch künftig ohne mich gehen; aber so lang' ich lebe, kann mich nichts von meiner Pflicht entbinden.

4.

Die Kunst aufzuhören.

Costar, ein andrer Bel-Esprit und Kunstrichter des berühmten Siecle de Louis XIV. macht über eine Stelle in der Hekuba des Euripides eine Anmerkung, die eine Wahrheit in sich führt, an welche man junge Dichter nicht zu oft erinnern kann. Euripides läßt den Herold Talthybios der unglückli-

chen alten Königinn von Troja die Umstände der Opferung ihrer Tochter Polyxena auf Achilles Grab erzählen. Ich kenne kein edleres und einnehmenderes Bild als das so der Dichter von der sterbenden Polyxena macht. Er vollendet es mit diesem schönen Zug: „selbst im Augenblick des Todes war sie noch besorgt, anständig zu fallen.“ —

So weit vortrefflich, sagt Costar; aber kein Wort mehr! Wie kann der Dichter glauben, die Zuhörer könnten eine Erklärung vonnöthen haben was er unter anständig fallen verstehe? Wozu also der Zusatz, „und zu verbergen was vor männlichen Augen verborgen werden muß?“ Dieser einzige Strich verderbte das ganze Bild, und“ — hierin, dächte ich, hätte Costar, wiewohl er nur Costar ist, gegen den alten Dichter, wiewohl es Euripides, ein Athener und ein Freund des Sokrates ist, Recht. Wenn die Griechen seiner Zeit nichts Anstößiges daran fanden (welches wir weder bejahen noch verneinen können) so wird sich niemand darüber verwundern, der aus den Komödien des Aristofanes gelernt hat, wieviel die Ohren und sogar die Augen der Athener ertragen konnten; nur loben möcht' ich sie deßwegen nicht.

Die Kunst aufzuhören, zu fühlen was genug ist, und nicht ein Wort mehr zu sagen, nicht einen Strich mehr zu thun, als nöthig ist, damit die abgezielte Wirkung erfolge, — o meine jungen Freunde, ist für den Dichter wie für den Mahler (und warum nicht für jeden Schriftsteller?) eine große und schwere Kunst! Ein einziger Vers, ein einziges Wort zuviel ist schon genug, um zu machen daß eine nai-

ve, rührende, erhabene Stelle nicht naiv, nicht rührend, nicht erhaben ist.

„Aber wie lernen wir diese Kunst? und wann können wir gewiß seyn, sie ergriffen zu haben?" — Ich glaube daß sich in den Schriften der Kunstlehrer und Kunstrichter, von Quintilian und Longin bis zu Dubos und von Dubos bis auf diesen Tag, viel Wahres und Brauchbares hierüber finden müße. Indessen scheint mir doch gerade diese Kunst, zu wissen, oder vielmehr mit einem schnellen und sichern Sinn zu fühlen was genug ist, und also was zu viel und was zu wenig wäre, das Geheimniß der großen Meister zu seyn. Ich meines Orts lerne schon funfzig Jahre daran, und sehe mit jedem Tage mehr, wie weit ich noch vom Ziele bin.

5.

Die sterbende Polyrena des Euripides.

Welch ein treffliches Süjet würde nicht die Aufopferung der Polyrena — wovon Euripides in seiner Hekuba den Herold Talthybios die Erzählung machen läßt, für den Grazienpinsel der Seelenmahlerinn Angelika Kaufmann seyn!

Das Griechische Heer hat sich um den Grabhügel des Achilles, der durch die Treulosigkeit der Söhne des alten Priamus gefallen war, versammelt, um dem Schatten seines größten Helden das verlangte

Todenopfer feyerlich darzubringen. Neoptolemus, der Sohn des Heros, erscheint mit Polyxena an der Hand, welche, kürzlich noch Achills verlobte Braut, jezt seine zürnende Seele mit ihrem Blute versöhnen soll. Er führt sie mitten durchs Heer und stellt sie auf die Spitze des Grabhügels. Ein Haufen auserlesener Jünglinge tritt herzu, um das Opfer zu umringen. Der Sohn Achills nimmt eine goldene gefüllte Schale, gießt sie auf das Grab aus, und nachdem der Herold dem ganzen Heer ein feyerliches Schweigen geboten, ruft er den Schatten seines Vaters an, ladet ihn ein, das jungfräuliche Blut zu trinken, welches ihm von den Griechen dargebracht werden soll, und bittet ihn um günstige Winde und eine glückliche Heimfahrt in ihr Vaterland. Nun entblößt er das Opferschwert und winkt den Jünglingen das dem Tode geweihte Mädchen zu fassen.

Haltet ein! ruft Polyxena, die seinen Wink bemerkt und versteht: o ihr, deren Hände meine Vaterstadt zerstörten, ich sterbe freywillig. Keiner von euch rühre mich an! Unerschrocken biet' ich meinen Hals dem Opfermesser dar. Lasset mich, um der Götter willen, lasset mich als eine Freye sterben; verdammet mich, eine Königstochter, nicht zur Schmach, eine Sklavinn unter den Schatten genennt zu werden.

Das Heer murmelt ihr die Bewilligung ihrer Bitte zu; Agamemnon winkt den Jünglingen; sie treten zurück. Kaum sieht Polyxena sich frey, so reißt sie ihr Gewand von der Schulter, entblößt einen Busen von so reiner Schönheit daß man ein Marmorbild zu sehen glaubte, knieet dann auf die Erde, und spricht mit einem Tone, der das härteste Herz er-

weichen mußte, zu Neoptolem: Da, Jüngling wähle selbst, wohin du den Stahl führen willst! hier ist meine Brust, hier mein Hals, ich bin bereit.

Der Sohn Achills, von Mitleiden mit der schönen Unschuldigen gerührt, stößt mit zitternder Hand das Schwert in ihren Hals. Ein Blutstrom schießt hervor; sie fällt, und sterbend ist sie noch besorgt, züchtig und edel zu fallen.

Ich kann diese Scene des Euripides nicht verlassen, ohne des schönen Zugs zu gedenken, womit er den Eindruck schildert, den dieses rührende Schauspiel auf das umstehende Heer macht; — wiewohl seine Absicht hier nicht war, zu mahlen, sondern der unglücklichen alten Mutter etwas sagen zu lassen, das ihr in ihrem unermeßlichen Leiden einigen Trost geben möchte. Es ist ein so karakterischer Zug der Griechischen Nazional-Sinnesart, dieses lebhafte Gefühl für das sittliche Schöne, das der Dichter diese rauhen Krieger hier äußern läßt, und wodurch ihre Nazion sich immer vor allen andern Völkern ausgezeichnet hat!

Kaum hat Polyxena den Geist aufgegeben, so laufen alle Griechen herbey, ihrem Leichnam die letzte Ehre zu erweisen. Einige werfen von fern frisches Laub auf sie; andere tragen Fichtenzweige herbey und richten den Holzstoß auf; und wer nichts herbeytrug (fährt Euripides fort) der hörte von den Zutragenden diese Worte: „Was stehst du da, schlechter Mensch, mit leerer Hand und bringst dem Mädchen weder einen Schleyer noch sonst etwas, ihren Leichnam zu schmücken? Willst du nicht gehen und der braven Seele auch was geben?" —

Und gleichwohl waren die Männer, die so viel warmes Gefühl für das Schöne in dem Edelmuthe, womit Polyxena gestorben war, hatten, die nehmlichen Halbwilden, welche fähig waren, und es sogar für Pflicht hielten, das schuldlose Mädchen für das Verbrechen ihrer Brüder büßen zu lassen, und sie eben darum, weil sie rein und schuldlos war, dem Schatten ihres Helden als ein ihm desto angenehmeres Opfer abzuschlachten. So können angeerbte rohe Begriffe den noch ungebildeten Menschenverstand irre führen! So hat von jeher der Aberglaube das gesundeste sittliche Gefühl zerrüttet; aber so dringt auch ein schönes Naturell selbst durch die dicksten Wolken des Aberglaubens! Wahrer und rührender hat wohl schwerlich jemahls ein Dichter dieses schauderliche Gemisch von Rohheit und Zartheit, Barbarey und Humanität dargestellt, als der Sokratische Tragödiendichter in dieser trefflichen Scene.

6.

Über eine Stelle des Cicero, die Perspectiv in den Werken der Griechischen Mahler betreffend.

Es ist schon lange eine von Gelehrten und Kunstkennern beynahe allgemein angenommene Meinung gewesen, die Griechischen Mahler und Künstler in erhobe-

ner Arbeit hätten von den Regeln der Perspektiv entweder gar keine oder doch nur eine sehr geringe Kenntniß gehabt, und in ihren Werken von dem, was sogar die bloße Beobachtung der Natur sie hierüber hätte lehren sollen, wenig oder keinen Gebrauch gemacht.

Perrault in seiner übel berüchtigten Parallele der Alten mit den Neuern ging so weit, den Parrhasien und Apellen und in der That den alten Künstlern überhaupt die Kenntniß der Perspektiv und der stufenweisen Verkleinerung entfernter Gegenstände gänzlich abzusprechen.

Der Abbé Sallier, der dieses Vorgeben in einer besondern Abhandlung untersucht hat, bemüht sich das Gegentheil und wenigstens so viel zu beweisen, daß die alten Künstler in den Gesetzen der Perspektiv nicht so unwissend gewesen als Perrault aus einigen Basreliefs, besonders aus denen auf der Säule Trajans geschlossen; und dann, daß, wofern sie auch (wie freylich nicht zu läugnen ist) von diesen Gesetzen abgewichen, dieß nicht aus Unwissenheit, sondern mit gutem Bedacht und zu Erzielung anderer, ihrem Urtheil nach größerer, Schönheiten geschehen sey.

Man sollte denken, Sallier hätte sich begnügen können, die Anhänger des berühmten Verkleinerers der Alten, theils auf gewisse Basreliefs und Münzen, und sogar auf einige von der Zeit noch geschonte Gemählde von unbezweifeltem Alterthum, z. B. auf die sogenannte Aldobrandinische Hoch-

zeit *) die ihn durch den Augenschein widerlegen, zu verweisen, theils ihnen aus der Natur der Sache begreiflich zu machen, daß es eine offenbare Ungereimtheit sey, Künstlern wie ein Zeuxis, ein Timanthes, ein Apelles, zuzutrauen, daß sie einen Umstand in der Natur übersehen haben sollten, den jedermann alle Augenblicke zu sehen Gelegenheit hat.

Aber Herr Sallier glaubte mit seinen Gegnern am kürzesten und sichersten fertig zu werden, wenn er ihnen eine Anzahl Stellen aus alten Schriftstellern vorlegte, welche, wenigstens durch natürliche Folgerung, bewiesen, daß die Griechischen Künstler mit den Regeln der Perspektiv sehr wohl bekannt gewesen seyn müßten. Plato, Vitruv und Plinius haben ihm diejenigen, die er anführt, dargeboten; und wiewohl sich vielleicht Manches gegen seine Erklärungen einwenden ließe, so muß man doch gestehen, daß sie scharfsinnig genug sind, um seiner Meinung eine starke Unterstützung zu geben.

Indessen weiß ich nicht, wie ihm und (wo ich nicht irre) noch vielen Andern, eine Stelle in Cicero entgangen ist, welche mir allein hinlänglich scheint, den Perrault seines Irrthums zu überweisen; eine Stelle, die überdieß noch dadurch vorzüglich ist, weil

*) S. die Abhandlung des Grafen Caylus über die Perspektiv der Alten im 39. B. der Memoires de l'Acad. des Belles-Lettres. Die im Herculanum gefundenen Gemählde konnten dem Herrn Sallier nicht bekannt seyn, und würden ihm auch wenig gegen Perrault geholfen haben; denn die meisten verstoßen gröblich gegen die Perspektiv.

sie eine bessere Antwort, als Sallier's, für diejenigen enthält, welche sich noch immer daran stoßen, daß man gleichwohl in den meisten und zum Theil in sehr vorzüglichen Werken der alten Kunst, die Perspektiv so gänzlich vernachlässigt sieht.

Diese Stelle befindet sich im 83sten Abschnitt des zweyten Buchs de Oratore, wo Cicero von den Vortheilen der Gedächtnißkunst (deren Erfindung dem Simonides zugeschrieben wird) und von den vornehmsten Regeln derselben spricht, und zuletzt das Verfahren eines in dieser Kunst Geübten mit demjenigen eines großen Mahlers vergleicht, „welcher Örter und Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterscheide;" — pictoris cujusdam summi ratione et modo, formarum varietate locos distinguentis.

Mich dünkt, diese Worte bieten einen Sinn dar, der keine Mißdeutung zuläßt, und es folgern sich daraus zwey Sätze, worin alles begriffen ist, was die streitige Frage entscheiden kann. Es gab nähmlich unter den Mahlern der Alten einige, welche die Verschiedenheit der Entfernungen durch die Verschiedenheit der Formen unterschieden; aber nur Mahler vom ersten Rang besaßen diese Geschicklichkeit, aus welcher sie vermuthlich eine Art von Geheimniß machten, wovon die Wirkung um so mehr bewundert wurde, je weniger man von den Regeln wußte, welche sich diese Meister aus einer scharfsinnigen Beobachtung der Natur gesammelt hatten, und durch deren Anwendung sie im Stande waren ihren Werken so viel mehr Täuschendes zu geben als gemeine Kunstverwandte.

In der That würde ohnedieß unbegreiflich seyn, wie die größten Mahler der Griechen in einem so wichtigen Theil der Nachahmung der Natur hätten unwissend seyn können, da wir von dem höchsten Künstler dieses von allen Musen begünstigten Volkes, von Fidias, ungezweifelt wissen, daß er unter den Hülfsstudien seiner Kunst vorzüglich auch die Geometrie und die Optik getrieben, zu welchem andern Ende, als um die scheinbaren und wahren Verhältnisse der sichtbaren Gegenstände, und vornehmlich die Gesetze kennen zu lernen, aus welchen sich (um mich mit unsers Lamberts Worten auszudrücken) bestimmen läßt, wie eine jede Sache, aus dem gegebnen Gesichtspunkte betrachtet, aussehen müsse, und nach welchen sie gezeichnet oder gebildet werden müsse, damit die Abbildung eben so in die Augen falle, als ob die Sache selbst gesehen würde.

Wie weit es Fidias in dieser Geschicklichkeit gebracht, beweiset sein bekannter Wettstreit mit dem Alkamenes. Beyde sollten die Bildsäule der Minerva arbeiten, damit die schönste davon ausgewählt und auf einer hohen Säule öffentlich aufgestellt werden könnte. Als die beyden Minerven dem Volke vorgezeigt wurden, hatte die des Alkamenes beym ersten Anblick alle Stimmen. Nichts konnte schöner, ausgearbeiteter, und vollendeter seyn. Das Werk des Fidias schien ein Ungeheuer von Häßlichkeit dagegen; stiere weit aufgerißne Augen, ein großer gähnender Mund, grobe Gesichtszüge, geschwollne Muskeln, Steifigkeit und Härte in den Falten des Gewandes, — kurz, die Theile und das Ganze einem rohen Werk ähnlich, welchem noch allenthalben die vollendende Hand des Künstlers man-

gelt. Man konnte nicht begreifen, wie der Mann sich habe entschließen können, eine solche Arbeit neben dem Meisterstücke seines Mitwerbers sehen zu lassen. Stellet beyde an den Ort, wohin sie bestimmt sind, sagte er, und dann urtheilet. Man that es, und nun triumfierte der weisere Künstler. Die schöne Minerva des Alkamenes schien nun in der Höhe wo sie stand ein kleinliches Werk, ohne Ausdruck, ohne Kunst; die von Fidias hingegen entzückte jedermann durch eine Großheit und Vollkommenheit, woran die Augen sich nicht satt sehen konnten. Und doch war Alkamenes ein vortrefflicher Bildhauer; aber Fidias hatte die Kenntniß der Perspektiv voraus, und diese mußte damahls wenigstens noch ein Geheimniß seyn, welches er allein besaß, weil Alkamenes, der für würdig geachtet wurde mit ihm zu wetteifern, keinen Gebrauch davon machte.

Und sollte nicht eben dieser Fidias, in den halberhobenen Arbeiten, die er an der berühmten Minerva im Parthenon angebracht, wo auf der einen Seite ihres Schildes der Sieg des Theseus über die Amazonen, auf der andern die Empörung der Titanen gegen die Götter, auf den Halbstiefeln der Göttinn der Streit der Centauren und Lapithen, und am Fußgestelle die Geschichte der Pandora angebracht war, sollte er in allen diesen erhobenen Arbeiten (es sey nun daß er sie selbst gearbeitet oder nur die Zeichnungen dazu gemacht) die Gesetze der Perspektiv weniger befolgt haben? So große und reiche Komposizionen lassen sich ohne Beobachtung derselben, in einem verhältnißweise kleinen Raume, schwerlich denken.

Es

Es ist mehr als nur wahrscheinlich, daß die Betrachtung der Werke des Fidias nachfolgende Künstler von Genie, vornehmlich unter den Mahlern, die der Perspektiv mehr als die Bildner vonnöthen haben, auf die Spur einer Wissenschaft habe leiten müssen, mit deren Hülfe jener so glänzende Siege selbst über die besten seiner Mitbewerber erhalten hatte. Sollte Parrhasius, ein Zeitgenoß, Gehülfe und Freund des Fidias — der erste, der nach dem Zeugniß des Plinius Symmetrie in die Mahlerey brachte, seinem Freund, und der Natur die er so sehr studierte, daß er es in der Reinheit der Umrisse allen Andern zuvorthat, nicht auch von jenem Geheimniß abgelernt haben? Sollt' es dem Pamfilus, dem Wiederhersteller der berühmten Mahlerschule zu Sycion, dem Lehrmeister eines Apelles, verborgen geblieben seyn, von welchem Plinius sagt, daß er der erste gewesen, der die ganze Encyklopädie aller einem Mahler nützlichen Gelehrsamkeit inne gehabt, und besonders in der Arithmetik und Geometrie stark gewesen sey, ohne welche, seiner Meinung nach, die Kunst nicht zur Vollkommenheit gebracht werden könne.

Auch Herr Sallier schließt mit Recht aus dieser Stelle (die in der That keinen andern Sinn haben kann) auf die höchst wahrscheinliche Geschicklichkeit dieses Mahlers in der Perspektiv, so weit sie zu seiner Kunst nöthig war. Aber dann geht er wohl zu weit, wenn er sich beredet, daß diese Geschicklichkeit so allgemein unter den alten Künstlern gewesen, und daß der Grund, warum man in ihren auf uns gekommenen Werken so wenig Gebrauch davon gemacht sehe, lediglich darin zu suchen sey, weil sie nicht für gut

gesunden Gebrauch davon zu machen. Der Graf Caylus selbst gesteht, daß man mit dieser Antwort nicht weit reiche, und die von mir angezogene Stelle des Cicero (welche beyden entgangen ist) scheint keinen Zweifel übrig zu lassen, daß die Beobachtung der perspektivischen Gesetze je und allezeit ein Vorzug der größten und gelehrtesten Mahler geblieben sey. Pamfilus selbst, wiewohl er seine Kunst lehrte, setzte einen so hohen Preis auf die Mittheilung seiner Wissenschaft, daß nur sehr wenige reich genug waren, sich in seine Schule zu begeben, oder wenigstens bis zum Ende auszuhalten. Denn er erforderte zehen Jahre zur Erlernung der ganzen Mahler-Encyklopädie, und nahm für jedes Jahr ein Attisches Talent. Es ist also kein Wunder, daß seine gelehrten Kenntnisse in der Kunst nicht gemein werden konnten.

7.

Ueber eine Stelle im Amadis de Gaule.

Indem ich zufälliger Weise im achten Buche der alten Deutschen Übersetzung des Amadis aus Frankreich blätterte, gerieth ich auf eine Stelle, die mich beym ersten Anblick in die angenehme Überraschung setzte, womit man in einer Wildniß, mitten unter Disteln und Unkraut, eine schöne Gartenblume erblicken würde. Bey näherer Betrachtung entdeckte ich

etwas, das mir meinen Fund noch ungleich werther machte; denn ich fand, daß diese Stelle eine ziemlich wörtliche, wiewohl sehr entstellte, Übersetzung der 42 und 43sten Stanze im ersten Gesang des Orlando Furioso sey, welche bekanntlich selbst eine freye und verschönerte Übersetzung des Katullischen „Ut flos in septis" ist. Vielleicht ist es einigen Lesern nicht unangenehm, zu sehen, wie es der unbekannte Deutsche Übersetzer des Amadis angefangen, um diese zwey Stanzen die unter die schönsten im ganzen Orlando gezählt werden, in eine Sprache, wie unsre Helden- und Muttersprache vor mehr als zwey hundert Jahren war, zu transferieren. *)

Hier ist zuförderst das Original.

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin su la nativa spina
Mentre sola e sicura si riposa,
Ne gregge ne pastor se li avvicina;
L'aura soave e l'alba ruggiadosa
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina;
Giovani vaghi e Donne inamorate
Amano averne e seni e tempie ornate:

Ma non si tosto del materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal cielo
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.

*) Das Wort übersetzen muß damahls noch nicht üblich gewesen seyn; denn der Übersetzer des Amadis bedient sich immer des Wortes transferieren, nennt sich auch selbst in der Vorrede den Translatorem.

La vergine, che'l fior, di che piu zelo
Che de' begli occhi e della vita aver de',
Lascia altrui corre, il pregio, ch'avea innanti,
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Bevor ich die Stelle aus dem Deutschen Amadis abschreibe, die man sogleich für etwas mehr als eine bloße Nachahmung dieser Stanzen erkennen wird, muß ich bemerken, daß dieser litterarische Diebstahl (welcher eigentlich auf Johann Diaz, als Verfasser des achten Buchs des Spanischen Amadis zurückfällt) sich auf die ganze Rede des Königs Sakripant von Circassien im ersten Gesang des Orlando Furioso und also auf die vier Stanzen 41—44 erstreckt; als deren Inhalt er mit sehr wenigen Veränderungen, oder vermeinten Verschönerungen, dem Sultan Zair, einem verschmähten und von Eifersucht über seinen glücklichern Nebenbuhler Liswart geplagten Liebhaber der Prinzessinn Onoloria, in den Mund legt. Sultan Zair fängt damit an, wie Ariosts Sakripant (dem er alle Worte nachspricht) auf sich selbst zu schmälen, daß er sich um eine Schöne

„plage und peinige, die sich einem andern schon ergeben und zugeeignet und durch solche Mittel das beste so in ihr gewesen verloren habe."

Und nun fährt er fort:

„Denn recht zu sagen, ein Tochter und schamhafte Jungfrowe vergleichet sich einer Rose, welche dem schönen Rosengarten zugethan ist, damit sie kein Schaden weder von den Thieren

noch Ungestümme der Zeit empfahe, und die Morgenröthe voller Thawes zu ihrem Gunst sich neiget, und umb solcher Ursachen willen begeren jhr oft die jungen liebhabenden Jungfräulein, welche deren brechen, und sich setzen Kränzlein und Sträußlein zu machen, ihre Häupter damit zu zieren und ihre kleine Brüstlein oder runde Öpfelein damit zu bestecken, auf ihren zarten und eingebundenen Magen zu pflanzen; sie aber wirdt nicht so baldt von ihrem grünen Zweig und mütterlicher Nahrung genommen, daß sie nicht allgemach die Gunst und Schönheit, so sie beyde vom Himmel und Menschen begeren möcht, verleurt: gleichfalls auch die Fraun oder Jungfrau so jhr ein andern die Blumen der Jungfrawenschaft nemmen läßt, welche sie doch höher und werther denn ihr Gut und ihr eigen Leben achten sollte, wird ihr aller Preiß benommen, der sie achtbar und gunstreich bey allen, so ihren Dienst und guten Willen trugen, machen sollte."

Man sieht daß Ariost nicht viel dabey gewinnen würde, in diesem Geschmack und in diese Sprache übersetzt zu werden, welche eben so weit von der Zierlichkeit und naiven Anmuth der Minnesängersprache des dreyzehnten Jahrhunderts als von unsrer heutigen, und wie unendlich weit erst von der Schönheit und Grazie des Florentinischen Dichters entfernt ist. Gleichwohl war dieser mit der plumpesten

Ungelenkigkeit Wort für Wort aus dem Französischen transferierte Amadis ein Lieblingsbuch der damahligen schönen Welt, und wurde so stark gelesen, daß die Geistlichen nöthig fanden, auf der Kanzel und bey aller Gelegenheit dagegen zu eifern.

Vielleicht könnte jemand denken, ob es nicht eben so möglich sey, daß Ariost das Selbstgespräch seines Sakripants dem Amadis gestohlen haben könnte? In diesem Falle hätte er sich durch die Verschönerung desselben ein wahres Eigenthumsrecht erworben. Aber die Unschuld Ariosts ist, was diesen Punkt betrifft, außer allem Zweifel. Denn die erste Ausgabe seines Orlando furioso ist vom Jahr 1515, und Johann Diaz stellte seinen VIIIten Theil des Amadis, enthaltend die seltsamen Abenteuer und großen Thaten des unüberwindlichen Ritters Liswarte, erst im Jahr 1525 ans Licht. Die Französische Übersetzung, welche der Deutsche Translator irrig für das Original selbst hielt, erschien zuerst im Jahr 1543, und die Deutsche folgte ihr im Jahr 1573. Ariost kann also unmöglich der Plagiarius seyn.

Indem ich fortfahre, dieses achte Buch des Amadis zu durchblättern, stoße ich S. 354 noch auf eine Stelle, die augenscheinlich nicht nur eine Nachahmung, sondern eine wörtliche Übersetzung der 49. und 50sten Stanze im achten Gesang des Orlando ist. Ich vermuthe, und hab' es auch zum Theil wirklich so gefunden, daß die meisten Abenteuer aus Ariosts Rittergedichte auf diese Art in den Amadis übergegangen sind. Die ersten vier Bücher, welche um mehrere Jahrhunderte älter als Ariost sind, und das eigentliche Original dieses berühmten Romans ausmachen, sind mit

dem Stempel des Genies bezeichnet, und von dergleichen Diebstählen gänzlich frey. Aber die spätern Fortsetzer fanden ihre Erfindungskraft bald erschöpft. Sie plünderten also wo sie konnten, erst in der Nähe, dann in der Ferne den Homer, Virgil, Ovid, und was ihnen in die Hände fiel. Endlich da auch diese Quellen erschöpft waren, bestahlen sie sich selbst; denn in den letzten Büchern des Amadis sind beynahe alle Begebenheiten, von Wort zu Wort, bloß mit veränderten Nahmen, aus dem achten und den nachfolgenden Büchern abgeschrieben.

8.

Ueber Alexander Dow's Nachrichten von den Fakirn in Ostindien.

Ich wünschte wohl von jemand, der in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen wäre als ich, unterrichtet zu werden, ob es natürlicher Weise möglich sey,

„daß ein Mann seinen Arm in Einem fort so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung bleibt?" —

und wie hoch wohl der besagte Mann mit seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben bringen würde?

Ingleichen, ob es möglich sey

„daß ein Mensch seine Fäuste so fest zusammen drücke, bis ihm die Nägel in die flache Hand einwachsen, und auf der obern Hand wieder heraus kommen?"

Item:

„Ob einer dadurch, daß er sein Gesicht immer über die Schulter dreht, es endlich so weit bringen könne, daß sein Kopf mit dem Gesichte rückwärts stehen bleibe?"

Herr Alexander Dow, Oberstlieutenant in Diensten der Englischen Ostindischen Compagnie, versichert uns sehr ernsthaft, *) daß die Hindostanischen Fakirn die Leute seyn, die alles dieß möglich machen können. Er sagt uns zwar nicht, daß er diese Fakirischen Zeichen und Wunder mit eignen Augen gesehen und mit gebührender filosofischer Hartglaubigkeit beobachtet habe; allein, da er sich viele Jahre lang in Hindostan aufgehalten, und in den wichtigsten Kapiteln seines Buches als ein Mann von vielen Verstand erscheint, so läßt die positive Art, wie er sich über die Wirklichkeit derselben ausdrückt, nicht anders denken, als daß er seine Nachrichten, von den Fakirn, für historische Wahrheit angenommen wissen wolle.

In der That ist es auch mit dem besten Willen von der Welt, (den wir andern ungereisten Leute mitbringen, wenn wir uns hinsetzen, die Erzählungen solcher großer Wanderer zu lesen) nicht alle Mahl

*) In seiner 1773 zu Leipzig übersetzten Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan. S. 19.

möglich, über unsre Vernunft so völlig Meister zu werden, als es die Herren Wanderer oft zu wünschen Ursache haben. Es giebt gewisse Dinge, die man einem Erzähler nicht glauben kann, und wenn er uns auch, wie dort Lucian, bey den Grazien, den Göttinnen der Gefälligkeit, beschwüre, ihm unsern Glauben nicht zu versagen.

Eine kleine Vorsichtigkeits-Maxime, die besagter Lucian den Geschichtschreibern empfiehlt, ist keinem unentbehrlicher, als dem, der als Augenzeuge auftritt, um uns Nachrichten von weit entfernten und wenig bekannten Völkern mitzutheilen. „Wenn (sagt er) dem Geschichtschreiber auch zuweilen ein Mährlein in seinen Weg läuft, so mag er's immer erzählen, nur nicht als ob er wollte, daß wir's ihm glauben, sondern es dahin gestellt seyn lassend, so daß jeder die Freyheit behält, davon zu glauben was ihn gut däucht."

Von einem Schriftsteller, dessen Werk (wie der Deutsche Vorbericht zu Dow's Reisebeschreibung sagt) ein klassisches Ansehen in der Geschichte bekommen soll, kann man eine solche Behutsamkeit um so mehr fordern, da es unstreitig gar nicht vonnöthen ist, daß die Anzahl der klassischen Unwahrheiten, so wie sie auf der einen Seite täglich abnimmt, auf der andern täglich wieder mit neuen rekrutiert werde.

Man kann freylich mit eben so gutem Grunde fragen: was ist unmöglich? als Pilatus fragte: was ist Wahrheit? Aber gleichwohl sollte ein Mann bedenken, daß ein großer Unterschied ist, ob er von jemand erzählt: er habe sich auf einem Seil auf den

Kopf gestellt, oder, er habe, nachdem man ihm den Kopf abgeschlagen, seinen Kopf, wie die H. Regula zu Zürich, unter den Arm genommen und sey frisch auf und davon gegangen.

9.

Anmerkungen über A. Dow's Nachrichten von der Religion der Braminen.

So apokryfisch obige Erzählungen des Herrn Dow von den Fakirn seyn mögen, (wiewohl sie im Grunde wenig mehr sagen, als was andre ältere Wandersmänner auch schon erzählt haben) so sind sie doch nicht das Einzige, weßwegen ich eben nicht so gar eilfertig seyn möchte, seinem Buche ein klassisches Ansehen einzuräumen. Der zuversichtliche Ton, womit er uns bereden will, daß wir von den Missionarien und Reisebeschreibern übel betrogen würden, wenn sie uns die Religion der Hindous als wahren Götzendienst, und die Theologie der Braminen als einen verworrenen Klumpen abgeschmackter Mährchen und kindischer Allegorien vorstellen, scheint mir wenigstens eben so verdächtig, und macht eine Warnung, seinem Vorgeben nicht ohne die schärfste Prüfung Glauben beyzumessen, um so nöthiger, je mehr er sich durch eine Behauptung, welche die Ehre der Menschheit zu

retten scheint, eines günstigen Vorurtheils bey seinen Lesern versichert.

„Wir halten es, sagt Dow, *) für einen ausdrücklichen Irrthum, der aus der Eitelkeit der Anhänger besonderer Religionssysteme entstand, daß jemahls zu einer Zeit oder in einem Lande die menschliche Vernunft so verdorben gewesen sey, daß sie das Werk der Hände, anstatt des Schöpfers des Ganzen, angebetet habe. Aufmerksame Forscher des menschlichen Gemüths werden finden, das der gesunde Menschenverstand in den Sachen der Religion unter allen Nationen ziemlich gleich getheilt ist. Die Offenbarung und die Filosofie haben zwar (wie man bekennen muß) einige von den abergläubischen Auswüchsen und Ungereimtheiten abgeschnitten, welche natürlicher Weise in schwachen Gemüthern in einer so geheimnißvollen Materie entstehen; allein es ist gar sehr zu zweifeln, ob der Mangel an diesen nothwendigen Verbesserern der Religion jemahls eine Nation in grobe Abgötterey gezogen habe, wie viele unwissende Eiferer vorgegeben haben."

Wenn Dow mit dieser Stelle sonst nichts hätte sagen wollen, als dieß: Es sey niemahls keinem Menditen eingefallen, seinen heiligen Bock, keinem Pelusier seine Meerzwiebel, keinem Neger seinen Fetisch, und keinem Einwohner diesseits oder jenseits des Ganges irgend einen von seinen dreyßig Millionen Göttern für die erste ewige Grundursache aller Dinge zu halten; — so hätte er freylich

*) S. 57. der angezogenen Abhandlung.

etwas gesagt, dessen Gegentheil noch keinem Menschen zu behaupten eingefallen ist. Aber dann hätte es eben so wohl ungesagt bleiben mögen. Denn wem ist unbekannt, daß die Abgötterey, womit, (hauptsächlich durch Schuld der Priesterschaft) der größte Theil des menschlichen Geschlechts von je her angesteckt war und noch ist, nicht in der Läugnung einer ersten geheimnißvollen Grundursache, sondern in dem, was Shaftesbury Dämonismus nennt, bestehe, d. i. in abgöttischer Verehrung einer Menge vorgeblicher Untergottheiten, Schutzgeister, guter und böser Dämonen, und in dem Aberglauben, den man mit den Bildern dieser Götter, oder auch mit den Nahmen und Symbolen der ersten Grundursache treibt. — Nichts ist gewisser, als daß unter allen gut oder übel polizierten Völkern, von den Ägyptiern bis zu den Japanern, kein einziges gewesen, dessen Priester oder Gelehrte nicht eine geheime Theologie gehabt hätten, worin das Daseyn einer ersten Grundursache angenommen und von den mancherley Ausflüssen derselben sowohl, als von den Mitteln wieder in sie zurück zu fließen, von Göttern und Geistern, Himmeln und Welten, Seelenwanderungen, periodischer Vernichtung und Wiedererschaffung der Dinge u. s. w. viel hochtönendes, fanatisches, nonsensikalisches Zeug geschwatzt worden wäre. Es ist also weder etwas Sonderbares noch Unbekanntes, daß die Veda's und Schasters, oder die heiligen Bücher der Braminen von dergleichen metafysisch-allegorisch-fantastischem Plunder voll sind, und Dow hat uns darüber nichts Wesentliches gesagt, was die Malabarischen Missionarien, La Croze, Mignot, und Andre

nicht schon lange gesagt, und zum Theil weit besser auseinander gesetzt hätten.

Das System des Ausflusses aller Dinge aus Gott liegt allen Morgenländischen Religionen (die Jüdische ausgenommen) zum Grunde; aber da kein ander System dem Dämonism und Fanatism beförderlicher, noch in jeder Betrachtung geschickter ist, die Herrschaft betrügerischer Priester über die unterdrückte Vernunft abergläubischer Layen fester zu gründen, so hat die Religion wenig dadurch gewonnen.

Was hilft es also, um die allgemeine, auf unläugbare Zeugnisse gegründete Meinung von dem höchst abgeschmackten Götzendienste der Ostindianer zu vernichten, wenn uns Dow sehr ernsthaft versichert, „daß die Braminen, gegen die Vorstellungen, die man sich von ihnen in Europa bilde, unveränderlich die Einheit, Ewigkeit, Allwissenheit und Allmacht Gottes glaubten, daß die Vielgötterey, deren man sie beschuldige, nichts mehr als eine symbolische Verehrung der göttlichen Eigenschaften, und alle die unzähligen Götter, die in Indien unter unzähligen Nahmen verehret werden, nichts als verschiedene Benennungen der Eigenschaften, (richtiger der Ausflüsse und Modifikazionen) der ewigen Grundursache seyen?" — Wird die Theosofie der Braminen dadurch besser? Ist der größte Theil unter ihnen darum weniger unwissend oder fanatisch? Werden die zahllosen Völkerscharen um den Ganges darum weniger auf die kläglichste Weise von ihnen betrogen? Wimmelt Indien darum weniger von Pagoden, ungeheuren Götzenbildern, Amuleten und Lingams, Wahrsagerey und Zeichendeuterey? Und verdienen die Braminen weniger den Vor-

wurf, daß die schnöde Diener des Aberglaubens und eines der Gottheit höchst unwürdigen Dienstes sind, weil sie von den Thorheiten selbst nichts glauben, in welchen sie, um ihres Gewinnes willen, die übrigen Layen gefangen halten?

Man kann die Priester aller abergläubischen oder dämonistischen Religionen in drey Gattungen eintheilen, die man um ihrer äußerlichen Gleichförmigkeit willen nicht miteinander verwechseln muß.

Die erste, und vielleicht die zahlreichste, besteht aus Schwachköpfen, die, weil sie selbst betrogen sind, den Nahmen der Betrüger nicht verdienen. Es sind Blinde, die andern Blinden den Weg weisen, blöde, unerleuchtete Köpfe, die sich nie haben einfallen lassen, zu zweifeln, ob der Unsinn, den sie lehren, auch wohl — Unsinn seyn könnte, kurz, die selbst so unwissend und abergläubisch sind als der Pöbel, den sie, treulich und ohne Gefährde, in seinem wohlhergebrachten Aberglauben unterhalten.

Die andre Gattung besteht aus Schlauköpfen, für welche die Religion weder eine Angelegenheit des Verstandes noch des Herzens, sondern bloß eine einträgliche Profession ist, durch die man, mit wenig Mühe, und allenfalls ohne die mindesten Verdienste, sich die größten Vortheile der politischen Gesellschaft, Ansehen, Einfluß, Reichthümer und Wollüste verschaffen kann. Diese Herren wissen sehr wohl, was an alle dem Gaukelwerk ist, womit sie das unwissende, verblendete Volk bethören; sie lachen heimlich selbst über die feyerliche Rolle die sie dabey spielen, denken aber: die Welt will betrogen seyn, und

wird betrogen werden, ob wir oder andre diejenigen sind, die dabey gewinnen; eben so mehr sind wir auch dabey.

Die dritte Gattung endlich (so klein an der Zahl sie auch seyn mag) sind ehrliche Leute, die zwar gegen Vernünftige kein Geheimniß daraus machen, daß sie das Ungereimte und Widersinnige ihres vulgaren Religions-Systems so gut als irgend ein Mensch fühlen, aber keine Möglichkeit vor sich sehen, es zu ändern; und da sie nun einmahl, es sey nun durch die Geburt (wie die Braminen,) oder durch den Zusammenhang der Dinge genöthigt sind, sich zu einem Orden zu bekennen, dessen Mißbräuche und verkehrtes Betragen sie höchlich mißbilligen, keinen andern Weg, in erträglichem Frieden mit sich selbst zu leben, sehen, als sich der Weisheit und Tugend aufrichtig zu befleißigen. Diese redlichen Priester (und es giebt davon ganz gewiß am Ganges so gut als an irgend einem andern Fluß in der Welt) halten sich, mit Verwerfung aller offenbar ungereimten Erfindungen des Betrugs und Fanatism, bloß an die einfachsten Grundsätze der ältesten und allgemeinsten Religion, und, da es nicht in ihrer Macht steht, die albernen Mährchen, womit die Schedel des Volks und ihrer Kollegen angefüllt sind, zu vernichten, so bemühen sie sich, solchen wenigstens durch allegorische Deutungen einen erträglichen Sinn zu geben.

Es scheint, Herr Dow habe während seines langen Aufenthalts in Indien einige Braminen von dieser letzten Gattung — dergleichen man sonderlich zu Benares häufiger findet als anderswo — kennen gelernt, und es ist sehr rühmlich, daß er diesen wa-

ckern Männern — die man nicht unbillig die Filosofen unter den Braminen nennen kann — Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber um ihrentwillen eine so günstige Meinung von dem Religionssystem der Braminen überhaupt zu fassen, und diejenige blinde Eiferer zu schelten, welche für etwas nicht Zweifelhaftes halten, daß der Mangel der christlichen Offenbarung und einer gesunden Filosofie die Indianer in sehr grobe Abgötterey gezogen habe, dieß war nun wohl zu viel.

Dow meint, es wäre eben so lächerlich, wenn man „Von den ungelehrten Stämmen den wahren Zustand der Religion und Filosofie der Indianer erwarten wollte, als es an einem Muhammedaner in London lächerlich seyn würde, wenn er sich über die geheimnißvollen Lehren des christlichen Glaubens auf die Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners verlassen wollte." — Aber er verstellt durch diese Wendung den wahren statum controversiae gar sehr. Fürs erste muß die Religion mit der Filosofie nie vermengt werden, wie Dow immer thut. Man kann ihm zugeben, „daß einige Meinungen, die in den Vedams vorgetragen werden, nicht unfilosofisch sind." Dieß gilt von der Theosofie aller Völker, und wird von niemand geläugnet. Aber die Rede ist vom Zustande der Religion in Indien, und dieser muß weder nach den Begriffen etlicher aufgeklärtern Braminen, noch nach den Nachrichten eines Büttels oder Gerichtsdieners, wohl aber nach der wirklichen Beschaffenheit des Glaubens und Gottesdienstes bey den ungelehrten Stämmen und bey dem größten Theil der Braminen-Kaste selbst beurtheilt werden. Denn wenn etwas lächerlich

ist,

ist, so wär' es das, wenn jemand z. B. von der Religion des Englischen Volks nach der Religion eines Hume oder Gibbons, oder von dessen Sitten nach den Sitten der besten Gesellschaft, oder von dessen Regierung nach den Lobsprüchen gedungener Apologisten der Minister, und nach den Geburtstags-Oden des belorberten Hofpoeten urtheilen wollte.

Was hilft es dem Indianer, der sich in einer dumpfigen Pagode vor das Bild des Brincha oder Brama hinwirft, der in Gestalt eines Kindes, auf einer Wasserblume sitzend und eine Zehe im Munde habend, abgebildet ist, was kann es ihm frommen, daß die Braminen sich unter diesem Brincha eine allegorische Vorstellung denken, die im Grunde wenig gescheidter ist als was der Indianische Laye dabey denkt? Brincha, sagen sie, bedeutet die Weisheit Gottes, und er wird als ein Kind vorgestellt, um dadurch eine gewisse Periode anzudeuten, wo die Weisheit und die Absichten Gottes wie in ihrem Kindeszustande erscheinen werden. Er schwimmt auf einer Wasserblume, oder einem Blatte derselben, um die Unbeständigkeit der Dinge, welche zu der Zeit seyn wird, anzuzeigen. Er saugt an seiner Zehe, um uns zu erkennen zu geben, daß die unendliche Weisheit von sich selbst bestehe, und die Stellung, welche der sitzende Brincha dadurch bekommt, daß er an seiner Zehe saugt, ist ein Sinnbild des endlosen Zirkels der Ewigkeit. — Wahrlich! eine herrliche Methode, Filosofie und Religion vorzutragen! Die vollkommenste, die man nur erdenken kann, wenn die Absicht ist, ein Volk zu verwirren, in ewiger Kindheit zu erhalten, und in einen Irrgarten von Aberglauben und Fanta-

sterey zu führen, aus dem es sich nie wieder soll herausfinden können.

Was für köstliche Schätze von Theologie, Metafysik, Politik, Moral, Fysik, Chymie und Alchymie könnte man nicht durch eine Deutung in diesem Geschmacke aus den Mährchen meiner Mutter Gans, aus Lucians wahren Geschichten, aus der Historie von König Laurin dem Gezwerg und seinem Rosengarten, kurz aus allem was je Albernes gedichtet worden ist, herausziehen!

Doch Hr. Dow erkennt selbst, daß die vorgeblichen Allegorien, womit die heiligen Bücher der Braminen angefüllt sind, „die große Quelle seyen, wodurch die Religion des gemeinen Volks in Indien verderbt worden" und am Schlusse seines Verzeichnisses der Götter bey den Indiern gesteht er aufrichtig, „daß die Betrügerey der Priester in Indien nicht weniger als in andern Gegenden und zu allen Zeiten beschäftiget gewesen sey, von der Neigung der Menschen zum Aberglauben Vortheil zu ziehen." — Nur hätte er bedenken sollen, daß auf diesen Umstand bey der Frage: „in welchem Zustande ist die Religion der Indianer? alles ankommt." Die Metafysik der Braminen kann hier um so weniger zu ihrem Behuf angeführt werden, da sie aus derselben ein Geheimniß machen, in welches keinem Sterblichen, der nicht von ihrer Kaste ist, hineinzusehen erlaubt wird. Priester, die aus dem Wenigen, was an ihrer Theologie wahr ist, dem Volk ein Geheimniß machen, hingegen nichts Angelegners haben, als dasselbe in seinen irrigen, abgöttischen

und abergläubischen Einbildungen und Gebräuchen zu erhalten, verdienen keinen bessern Nahmen als „Götzendiener."

10.

Über das Verhältniß des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen.

Der schon ein Mahl in diesen Miscellaneen aus der Vergessenheit hervorgerufene Balzac (dessen einst so beliebte Briefe eine unerschöpfliche Fundgrube von Antithesen, Concetti und andern Witzeleyen für Epigrammenmacher von Profession seyn könnten) war nicht selten in dem Fall, etwas sehr Plattes zu sagen, indem er etwas sehr Sinnreiches gesagt zu haben glaubte. Indessen liefen ihm auch öfters gute Gedanken vor den Schuß, — wie es Einem nothwendig begegnen muß, der, wie Er, sein Leben damit zubringt, Gedanken aufzujagen.

In folgender Stelle gefällt mir der Schlußgedanke (der epigrammatischen Wendung ungeachtet) wegen der Einfalt und einleuchtenden Wahrheit des Bildes, in welches er eingekleidet ist. „Man muß, sagt er, Bücher zur Erhohlung und zur Ergetzlichkeit haben, wie man Bücher zur Belehrung und zu Geschäften haben muß. Jene sind angenehm, diese nützlich; und der menschliche Geist bedarf beyder.

Staatl. Bibliothek Passau

Das kanonische Recht und das Justinianische Gesetz sey und bleibe in Ehren, und herrsche auf den Universitäten; aber man verbanne darum den Homer und Virgil nicht. Wir wollen den Öhlbaum und den Weinstock bauen, aber ohne Rosen und Myrten auszurotten."

Ich finde indessen bey dieser Stelle zweyerley anzumerken: Das eine ist, daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen, zu viel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloß unter die ergetzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Alterthum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Filosofie vom Homer zu lernen sey als von Krantor und Chrysippus.

Sodann däucht mich daß es überhaupt mehr eine kaufmännische als filosofische Art zu denken zeige, wenn man das Angenehme dem Nützlichen entgegen stellt, und jenes gegen diesem mit einer Art von Verachtung ansieht.

Vorausgesetzt daß hier bloß von dem Angenehmen, das weder Gesetze und Pflichten noch ein gesundes moralisches Gefühl beleidiget, die Rede ist, sage ich: das Nützliche, in so fern man es dem Schönen und Angenehmen entgegen setzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und, wenn wir lieben und schätzen was uns in diesem Verstande nützlich ist, thun wir nichts als was das Öchslein und das Eselein auch thut. Der Werth dieses Nützlichen hängt von seiner mehrern oder mindern Unentbehrlichkeit ab. In so fern also eine Sa-

che zur Erhaltung der menschlichen Gattung und der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, in so fern ist sie allerdings etwas Gutes; aber etwas Vortreffliches ist sie darum nicht. Daher begehren wir auch das Nützliche nicht um sein Selbst, sondern bloß um gewisser Vortheile willen, die wir davon ziehen. Das Schöne hingegen lieben wir aus einem innern Vorzug unsrer Natur vor der bloß thierischen; denn unter allen Thieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt. Daher kommt es, daß er desto vollkommner, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist, und je feiner und sichrer er durch die bloße Empfindung die verschiedenen Grade und Arten des Schönen zu unterscheiden weiß. Eben darum ist's auch bloß das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet; ja, alle Künste ohne Ausnahme, und die Wissenschaften selbst, haben ihr Wachsthum beynahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommnen zu danken, und würden noch unendlich weit von dem Grade, zu dem sie in Europa gestiegen sind, entfernt seyn, wenn man sie in die engen Grenzen des Nothwendigen und Nützlichen, im gemeinen Sinne dieses Wortes, hätte einschränken wollen.

Dieß letzte that Sokrates; *) und wenn er jemahls in irgend einer Sache Unrecht hatte, so war

*) S. das siebente Kap. im III. Buche der Sokrat. Denkwürd. Xenofons.

es hierin. Keppler und Newton würden nimmermehr die Gesetze des Weltsystems — das Schönste, was der menschliche Geist durch Denken herausgebracht hat — gefunden haben, wenn sie, seiner Vorschrift zufolge, die Meßkunst auf die bloße Feldmesserey, und die Astronomie auf den bloßen nothdürftigen Gebrauch bey Land- und Seereisen und beym Kalendermachen eingeschränkt hätten.

Sokrates ermahnte die Mahler und Bildhauer, das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, so wie er die mimischen Tänzer aufmunterte, das Vergnügen, das ihre Kunst zu geben fähig sey, zu veredeln, und das Herz zugleich mit den Sinnen zu ergetzen. Dem nehmlichen Grundsatze zufolge mußte er diejenigen Arbeiter, welche sich mit den unentbehrlichern Dingen beschäftigen, ermahnen, das Nützliche so viel möglich mit dem Schönen zu vereinigen. Aber nichts für schön gelten lassen wollen, als in so fern es nützlich ist, heißt die Begriffe verwirren.

Schönheit und Grazie sind zwar durch die Natur selbst mit dem Nützlichen verwandt; aber sie sind nicht darum begehrenswürdig, weil sie nützlich sind, sondern weil es der Natur des Menschen gemäß ist, in ihrem Anschauen ein reines Vergnügen zu genießen, ein Vergnügen, das mit demjenigen, so uns das Anschauen der Tugend macht, völlig gleichartig, und eben so sehr ein Bedürfniß vernünftiger Wesen ist, als Nahrung, Kleidung und Wohnung Bedürfnisse des thierischen Menschen sind.

Ich sage des thierischen Menschen, weil er sie mit allen andern oder doch mit den meisten Thieren gemein hat. Aber weder diese thierischen Bedürfnisse, noch die Fähigkeit und Bestrebung sie zu befriedigen, machen ihn zum Menschen. Indem er für sein Futter sorgt, sich ein Nest baut, sich zu einem Weibchen hält, seine Jungen ätzt, und sich mit einem andern herumbeißt, der ihm sein Futter nehmen oder sich in den Besitz seines Nestes setzen will, — in allen diesem handelt er, was das Materielle betrifft, als ein Thier. Bloß durch die Art und Weise, wie der Mensch — wofern er nicht durch zwingende äußere Ursachen zu einem viehischen Stande gebracht und darin erhalten wird — alle diese thierischen Dinge thut, unterscheidet und erhebt er sich über alle übrige Thierarten, und zeigt seine Menschheit. Denn dieß Thier das sich Mensch nennt, und dieß allein, hat ein angebornes Gefühl für Schönheit und Ordnung, hat ein Herz das zur Mittheilung seiner selbst, zu Mitleiden und Mitfreude, und zu einer unendlichen Mannigfaltigkeit angenehmer und schöner Empfindungen aufgelegt ist, hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen, und bemüht sich unaufhörlich, an dem, was er erfunden oder gemacht hat, zu bessern.

Alle diese Eigenschaften zusammengenommen unterscheiden ihn wesentlich von den übrigen Thieren, machen ihn zu ihrem Herrn und Meister, unterwerfen ihm Erde und Meer, und bringen ihn von Stufe zu Stufe so weit, daß er durch die beynahe unbegrenzte Erhöhung seiner Kunstfähigkeiten im Stande ist,

die Natur selbst umzugestalten, und sich aus den Materialien, die sie ihm giebt, eine neue, zu seinen besondern Absichten vollkommner eingerichtete Welt zu erschaffen.

Das erste, worin der Mensch diese seine Vorzüglichkeit offenbart, ist die Verfeinerung und Veredlung aller der Bedürfnisse, Triebe und Verrichtungen, die er mit den Thieren gemein hat. Die Zeit, die er dazu braucht, kommt hier nicht in Betrachtung. Genug er bringt es endlich dahin, daß er seinen Unterhalt nicht mehr dem bloßen Zufall abbetteln muß; und die größere Sicherheit einer reichlichern und bessern Nahrung läßt ihm Muße, auch auf die Vervollkommnung der übrigen Erfordernisse des Lebens zu denken. Er erfindet eine Kunst nach der andern; jede derselben vermehrt die Sicherheit oder das Vergnügen seines Daseyns; und so steigt er unaufhörlich vom Unentbehrlichen zum Gemächlichen, vom Gemächlichen zum Schönen.

Die natürliche Gesellschaft in der er geboren ist, verbunden mit der Nothwendigkeit sich gegen die nachtheiligen Folgen der großen Ausbreitung der menschlichen Gattung sicher zu stellen, veranlaßt ihn endlich zur bürgerlichen Gesellschaft und Lebensart.

Aber auch da hat er kaum für das Nothwendige, für die Mittel der innern und äußerlichen Sicherheit, gesorgt; so sehen wir ihn auf tausendfältige Art beschäftigt, diesen seinen neuen Zustand zu verschönern. Unvermerkt verwandeln sich kleine Dörfer in große Städte, die Wohnsitze der Künste und der Handlung, und die Vereinigungspunkte der verschie-

denen Nazionen des Erdbodens. Der Mensch breitet sich auf allen Seiten und in jedem Sinne immer weiter aus. Schifffahrt und Handelschaft vermehren die Verhältnisse und Beschäftigungen, indem sie die Bedürfnisse und Güter des Lebens vervielfältigen. Reichthum und Wollust verfeinern jede Kunst, deren Mutter Noth und Mangel war. Muße, Ruhmbegierde und öffentliche Aufmunterung befördern das Wachsthum der Wissenschaften, welche durch das Licht, das sie über alle Gegenstände des menschlichen Lebens verbreiten, zu reichen Quellen neuer Vortheile und Vergnügungen werden.

Aber in eben dem Maße, wie der Mensch seinen äußern Zustand verschönert und verbessert, entwickelt sich auch sein Gefühl für das sittliche Schöne. Er entsagt den rohen und unmenschlichen Gebräuchen der Wildheit, lernt alle gewaltsamen Handlungen gegen seines gleichen verabscheuen, und gewöhnt sich an die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die mannigfaltigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Standes entwickeln und bestimmen die Begriffe des Wohlstandes und der Höflichkeit, und die Begierde, sich Andern gefällig zu machen und sich bey ihnen in Achtung zu setzen, lehrt ihn, seine Leidenschaften zurück halten, seine Fehler verbergen, seine beste Seite heraus kehren, und alles, was er thut, auf eine anständige Art verrichten. Mit Einem Worte, seine Sitten verschönern sich mit seinem übrigen Zustande.

Durch alle diese Stufen erhebt er sich endlich bis zu der höchsten Vervollkommnung seines Geistes, die in seinem gegenwärtigen Leben möglich ist, zu dem großen Begriffe des Gan-

zen, wovon er ein Theil ist, zum Ideal des Schönen und Guten, zu Weisheit und Tugend, und zur Anbetung der unerforschlichen Urkraft der Natur, des allgemeinen Vaters der Geister, dessen Gesetze zu erkennen und zu thun zugleich ihr größtes Vorrecht, ihre erste Pflicht und ihr reinstes Vergnügen ist.

Alles dieß nennen wir mit Einem Worte „die Fortschritte der Menschheit.” Und nun antworte sich ein jeder selbst auf die Frage: würde der Mensch sie gemacht haben, wenn jenes angeborne Gefühl des Schönen und Anständigen unthätig in ihm geblieben wäre? Nehmet es ihm, und alle Wirkungen seiner schaffenden Macht, alle Denkmähler seiner Größe, alle Reichthümer der Natur und Kunst, in deren Besitz er sich gesetzt hat, verschwinden; er sinkt in den viehischen Stand der dummen und gefühllosen Bewohner von Neuholland zurück, und mit ihm versinkt die Natur selbst in Wildheit, und chaotische Ungestalt.

Was sind alle diese Stufen, durch die der Mensch nach und nach sich der Vollkommenheit nähert, als Verschönerungen? Verschönerungen seiner Bedürfnisse, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Geräthe? Verschönerungen seines Geistes und Herzens, seiner Gesinnungen und Leidenschaften, seiner Sprache, Sitten, Gebräuche, Vergnügungen?

Welch ein Abstand von der ersten Hütte zu einem Gebäude von Palladio? Von der Piroge eines Karaiben zu einem Linienschiffe? Von den drey Klötzen, die in uralten Zeiten bey den Böotiern die Huldgöttinnen vorstellten, zu den

Grazien des Praxiteles? Von einem Dorfe der Hottentotten oder wilden Indianer zu einer Stadt wie London? Von dem Putz einer Neu-Seeländerinn zum Prachtanzug einer Sultaninn? Von der Sprache der Einwohner von O-Tahiti zu den Sprachen des Homer, Virgil, Tasso, Milton und Voltaire?

Durch wie viel unzählige Grade der Verschönerung mußten die Menschen und die menschlichen Dinge gehen, bis sie diesen beynahe unermeßlichen Zwischenraum zurückgelegt hatten!

Die Begierde zum Verschönern und Verfeinern, und die Unzufriedenheit mit dem geringern Grade, so bald man einen höhern kennen lernt, sind die wahren einzigen und höchst einfachen Triebfedern, wodurch der Mensch es dahin gebracht hat, wo wir ihn sehen. Alle Völker, die sich vervollkommnet haben, machen den Beweis dieses Satzes, und wenn sich wirklich solche finden sollten, die — ohne besondere fysische oder sittliche Hindernisse — immer auf dem nähmlichen Grade der Unvollkommenheit stehen blieben, oder gar einen gänzlichen Mangel jener Triebfedern der Vervollkommnung verriethen; so hätte man Ursache, sie vielmehr für eine besondere Art von menschenähnlichen Thieren, als für wirkliche Menschen unsres Stammes und unsrer Art zu halten.

Wenn nun (wie niemand läugnen wird) alles, was den Menschen und seinen Zustand vervollkommnet, den Nahmen des Nützlichen verdient: wo bleibt der Grund dieses verhaßten Gegensatzes, den gewisse Ostrogothen noch immer zwischen dem Schönen und Nützlichen machen? — Vermuthlich haben

diese Leute wohl nie bedacht, was es für Folgen haben würde, wenn ein Volk, das eine hohe Stufe der Verfeinerung erreicht hat, seine Musik, seine Dichter, seine Schauspieler, seine Mahler und übrigen Künstler, mit Einem Worte, alles was zum Gebiete der Musen und Grazien gehört, des Landes verwiese oder verhungern ließe, — oder, was eben so schlimm wäre, wenn es den guten Geschmack in allen diesen Künsten verlöre?

Der Verlust von Dingen, die ohne Vergleichung weniger auf sich haben, würde schon eine gewaltige Lücke in seinem Wohlstande machen. — Wenn man euch eine Rechnung vorlegte, was es für die Franzosen zu bedeuten hätte, wenn nur die zwey kleinen Artikel, Fächer und Tabakdosen, aus der Zahl der Europäischen Bedürfnisse ausgestrichen werden könnten, — und ihr bedächtet dann, daß dieß nur ein paar kleine Ästchen von den unzähligen Ästen und Zweigen der Industrie sind, welche die Liebe zu Spielsachen und Flitterwerk, womit alle die großen Kinder in Hosen und langen Röcken um uns herum behaftet sind, hervorgetrieben hat, und ihr wolltet ein wenig nachrechnen, wie nützlich der Welt sogar die unnützlichen Dinge sind, und wolltet überlegen, daß die Gebiete des Schönen und Nützlichen keine geschlossenen Gebiete, sondern auf so mannigfaltige Art durcheinander gewunden sind, daß es gar nicht möglich ist, ihre Gränzen jemahls genau und zuverlässig anzugeben, kurz, daß eine so große Verwandtschaft zwischen ihnen ist, daß beynahe alles Nützliche schön, und alles Schöne nützlich ist, oder

werden kann; wenn ihr das alles überlegtet, so würdet ihr — —

Aber es giebt Leute, die (wie die Abderiten) vom Überlegen nicht klüger werden. Wem der Kopf einmahl schief sitzt, der wird in seinem Leben nicht dahin gebracht, die Sachen so zu sehen, wie sie von allen Andern, die gerade vor sich hinschauen, gesehen werden.

Und dann giebt es noch eine Gattung unverbesserlicher Leute, die von jeher erklärte Verächter des Schönen gewesen sind; nicht weil ihnen der Kopf schief sitzt, sondern weil sie nichts nützlich nennen, als was ihren Seckel füllt. Nun ist das Handwerk eines Sykofanten, Quacksalbers, Amuletenkrämers, Dukatenbeschneiders, Kupplers, Tartüffen, u. s. w. so einträglich es auch seyn mag, gewiß nicht schön; es ist also natürlich, daß diese Herren allerseits bey jeder Gelegenheit eine tiefe Verachtung gegen das Schöne das ihnen nichts einträgt, zu Tage legen. Überdieß, wie manchem Görgen ist seine Dummheit nützlich? Wie mancher verlöre sein ganzes Ansehen, wenn die Leute, unter denen er es gewonnen oder erschlichen hat, Geschmack genug hätten, Ächtes vom Unächten, und Schönes vom Schlechten zu unterscheiden? Solche Leute haben freylich eine wichtige Personalursache, Feinde von Witz und Geschmack zu seyn. Sie sind in dem Falle jenes Ehrenmannes, der seine häßliche Tochter an einen Blinden verheirathet hatte, und nicht zugeben wollte, daß seinem Tochtermanne der Staar gestochen würde.

Aber wir Andern, die nur dabey zu gewinnen haben wenn wir klüger werden, was für Abderiten

müßten wir seyn, wenn wir uns von diesen interessierten Herren bereden lassen wollten, blind zu werden oder blind zu bleiben, damit ihrer Töchter Häßlichkeit nicht offenbar werde?

11.

Ueber Christine von Pisan und ihre Schriften.

Das Andenken dieser im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert so berühmten Frau verdient vor vielen andern, die in der Geschichte fortdauern, lebendig erhalten zu werden, da sie durch ihren Karakter, ihre Schicksale und den Einfluß ihres Geistes auf ihre Zeit, noch immer so interessant ist, als sie es einst durch ihre persönlichen Eigenschaften und ihre Werke für ihre Zeitgenossen war.

Sie erblickte das Licht zu Bologna im Jahre 1363. Ihr Vater, Thomas Pisani, oder von Pisan (wie ihn die Franzosen nennen) ein Bolognesischer Edelmann, war, was man damahls einen Mathematiker hieß. Das Fach, worin seine eigentliche Stärke lag, war Astrologie. Diese auf willkührliche Beziehungen und luftige Voraussetzungen gebaute Wissenschaft stand in diesem Jahrhundert, und noch in den beyden folgenden, in hohem Ansehen. Man dachte sich unter einem Astrologen einen Mann, der den

Gipfel der menschlichen Erkenntniß erstiegen habe, der die Einflüsse der Gestirne nicht nur kenne, sondern sogar gewisser Maßen zu lenken wisse, der mit eben so viel Gewißheit im Innersten der Herzen wie in der Zukunft lese, und Mittel besitze, sich die Geister der Hölle selbst dienstbar zu machen. Denn, wiewohl man einen Unterschied zwischen einem Astrologen und einem Zauberer machte, so vermischten sich doch meistens diese beyden Begriffe in der Einbildung des Volks, und die Großen waren über diesen Punkt nicht viel aufgeklärter als der gemeine Mann. Sie suchten einen Vorzug darin, solche Wundermänner an ihren Höfen zu haben *) und, wiewohl sie eben nicht dafür ange-

*) Vielleicht ist der Hauptgrund, warum die Astrologie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert bey den Königen so hoch angesehen war, mehr in ihrer Politik als in ihrem Aberglauben zu suchen. Die Könige saßen damahls fast alle noch auf sehr schwankenden Thronen; ihre Vorrechte waren groß, aber ihre Macht klein; sie konnten wenig ohne den guten Willen ihrer Stände und Vasallen, welchen sie immer weniger Lust hatten so theuer zu erkaufen wie ihre Vorfahren. Bey den ernstlichen, aber noch ziemlich unmächtigen Bestrebungen, das königliche Ansehen zu erweitern und zu befestigen, waren alle Mittel gut, die zu diesem Zwecke führten; und Stützen, welche die heutige Staatskunst verachtet, weil sie jetzt weder nöthig noch brauchbar sind, waren damahls nicht verächtlich. Das vornehme und gemeine Volk glaubte an Magie und Sterndeuterey. Die Könige eiferten also in die Wette, wer den größten Astrologen an seinem Hofe hätte, weil ihnen der Beystand eines solchen Mannes eine Art von Überlegenheit gab, die zwar bloß in der Einbildung des großen Haufens lag, aber gleichwohl nebenher gute Wirkung that.

sehen seyn wollten, als ob sie alles glaubten, so gings ihnen doch wie Vielen, die aus Eitelkeit sich die Miene geben, keine Gespenster zu glauben, aber doch für ihr Leben gern davon reden und erzählen hören; und, wenn die Zauberlaterne in ihrem Kopfe gelegenheitlich mit einer hübschen Anzahl solcher Mährchen angefüllt worden ist, sich dann vor irgend einem harmlosen Haubenstock, den der Mond etwa auf eine zweydeutige Art beleuchtet, eben so gut entsetzen, als — ob sie Gespenster glaubten.

Der Ruf von Thomas Pisani's großer Wissenschaft erscholl von Venedig aus, wo er sich eine Zeit lang als bestallter Astrolog der Republik aufhielt, in alle Lande, und zwey Könige, wovon der eine in Osten und der andre in Westen thronte, Ludwig von Ungarn und Karl der Fünfte von Frankreich, bewarben sich zu gleicher Zeit um ihn. Karl, der sich durch seine Neigung zu Wissenschaften und Büchern *), den Beynahmen des Weisen erworben,

*) Die Fürsten kamen in diesen Zeiten oft ziemlich wohlfeil zu sehr schönen Beynahmen. Karl V. von Frankreich verdiente den seinigen durch seinen persönlichen Karakter und durch eine der wohlthätigsten und ruhmwürdigsten Regierungen, womit dieses Reich jemahls beglückt worden; und gleichwohl ist die Frage, ob er ihn, ohne seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, erhalten hätte. Sein Vater, der König Johann, hatte ihm ungefähr eine Bibliothek von — 20 Bänden hinterlassen. Karl V. vermehrte sie mit Mühe und großen Kosten nach und nach bis auf 900, welche gar prächtig und kostbar eingedeckelt, und mit Mignaturgemählden reichlich verziert

worben, erhielt den Vorzug. Thomas Pisani kam an seinen Hof, und gefiel dem Könige so wohl, daß man ihm Vorschläge that, sich mit seiner Familie auf immer in Frankreich zu fixieren. Er bekam einen Platz im Staatsrath, und eine Pension von 100 Livres monathlich, welche nach jetzigem Gelde wenigstens sieben Mahl so viel betragen, und damahls eine mächtige Summe vorstellten. Die Achtung, welche Karl V. für einen Staats- und Kabinets-Sterndeuter trug, war so groß als sein Glaube an die Wissenschaft desselben. Denn wenn anders Christine von Pisan in ihrer Geschichte dieses Königs der Wahrheit getreu geblieben ist, so unternahm er nichts ohne den Rath seines Astrologen; wenigstens scheint die gute Frau selbst vollkommen überzeugt, daß er das Glück seiner Waffen, und die vortheilhafte Wendung, welche die Angelegenheiten Frankreichs unter seiner Regierung bekamen, größten Theils dem Rathe ihres Vaters zu danken gehabt habe. Es ist sehr möglich, daß sie hierin nicht zu viel sagt. Thomas von Pisan konnte,

waren. Astrologische, Chiromantische, Geomantische, Alchymistische und Medicinische Bücher, aus dem Arabischen übersetzt, machten, nebst vielen Kroniken, Ritterbüchern, Fabliaux und Liedersammlungen, den Hauptstamm davon aus. Der König liebte diese Lectüren so sehr, daß in allen seinen Pallästen und Lustschlössern Bücher seyn mußten. Sein Kammerdiener, Giles Mallet, war der Bibliothekar über die ganze Sammlung. Wer mehr davon wissen will, findet es in des jüngern Boivins Abhandlung über die Bibliothek im Louvre rc. im dritten Theil der Mém. de l'Acad. de Belles-Lettres.

ungeachtet seiner astrologischen Schellenkappe, in allen andern Dingen ein sehr verständiger Mann seyn; und ein König wie Karl V. war, würde gewiß nicht so viel auf ihn gehalten haben, wenn er das nicht gewesen wäre. Gleichwohl war das Vorurtheil für die geheime Filosofie in jenen Zeiten so groß, daß weder Karl von seinem Freunde Thomas, noch Thomas von seinem eignen Verstande, ohne seine Stärke in der Astrologie, eine so gute Meinung gehabt hätte.

So lange Karl V. lebte, befand sich die Familie des Thomas von Pisan in den ansehnlichsten Umständen. Christine, seine Tochter, wurde, wie eine Dame von Stande, unter den Augen des Königs und ihres Vaters erzogen, und sobald sie das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bewarben sich verschiedne Ritter, Ecuyers, und reiche Clercs *) um ihre Hand. Die Wahl des Vaters — qui reputast celui le plus valable qui le plus science avec bonnes moeurs avoit — **) fiel auf einen jungen Prud' Homme aus der Picardie, Nahmens Stefan Dücastel. König Karl richtete die Hochzeit aus, machte den Bräutigam zu einem seiner Notarien und Geheimschreiber, und beehrte ihn mit einem Grade von Zuneigung und Vertrauen, der dieser Familie die schönsten Aussichten für die Zukunft öffnete.

*) So hieß man damahls alles, was nach dem neuern Styl, zur Noblesse de Robe gehört.

**) Der denjenigen für den Würdigsten hielt, der am meisten Wissenschaft und die besten Sitten hatte — sind Christinens eigne Worte.

Aber diese glückliche Lage verwandelte sich plötzlich durch den Tod des guten Königs, welcher im Jahr 1380 viel zu früh für das Glück seines Reichs, und derjenigen, die persönlich an ihm hingen, erfolgte. Pisani erfuhr das gewöhnliche Schicksal der alten Günstlinge unter einer neuen Regierung, zumahl unter einem erst eilfjährigen Thronfolger. Er verlor sein Ansehen mit dem größten Theile seines Gehalts; was man ihm noch ließ, wurde schlecht bezahlt; und Alters- und Leibesschwachheiten, durch Gram und Kummer unheilbar gemacht, legten ihn, wenige Jahre nach dem Tode seines erhabnen Wohlthäters, ebenfalls ins Grab. *) Dücastel, der nun das Haupt der Familie war, erhielt durch seine kluge Aufführung und den Kredit, den ihm seine Ehrenstelle gab, alles noch in leidlich guten Umständen. Aber auch ihn raffte im Jahr 1389 ein frühzeitiger Tod aus den Armen einer liebenswürdigen Gattinn, die dadurch, mit wenig Vermögen und drey unerzognen Kindern, in einem Alter von 25 Jahren zur Wittwe wurde.

*) Christine macht, in ihrer naiven altwälschen Sprache, viel Rühmens von dem vortrefflichen Karakter ihres Vaters. Fürsten und Herren ehrten ihn (sagt sie) nicht nur wegen seiner Wissenschaften, worin er zu seiner Zeit und lange zuvor nicht seines gleichen gehabt hatte, sondern vornehmlich wegen seiner Tugenden. Er war ein echter Biedermann, edel, treu, wahr, großherzig und überall untadelig; man müßte ihm denn nur (sagt sie) seine allzugroße Freygebigkeit, vermöge deren er den Armen nichts abschlagen konnte, in Rücksicht auf seine eigne Familie zum Fehler anrechnen wollen.

„Nun lag mir wohl ob, sagt sie, die Hände nicht müßig in den Schooß zu stecken, sondern sie rüstig an ein Werk zu legen, das mich freylich meine zärtliche vornehme Hoferziehung nicht gelehrt hatte, nehmlich selbst die Führerinn eines Schiffs zu seyn, das in einem stürmischen Meer ohne Steuermann geblieben war, ich meine, eines hülflosen Hauswesens in einem fremden freundlosen Land' und Ort. Sorgen und Bekümmernisse drangen haufenweis' auf mich ein — und, was das gewöhnliche Loos der Wittwen ist, Händel und Processe von allen Seiten; denn wer mir schuldig war, eilte was er konnte, Forderungen an mich zu machen, damit ich ihm mit den meinigen nicht zuvor käme." Die arme Frau brachte etliche Jahre, in allen Unruhen und Beängstigungen hin, welche die natürlichen Folgen einer solchen Lage sind; und nachdem sie unter den Händen der Justiz so unbarmherzig berupft worden war, daß sie sich oft kaum zu helfen wußte, zwang die eiserne Noth sie endlich eine Partey zu ergreifen, an welche sie in glücklichern Umständen vielleicht nie gedacht hätte. Sie zog sich eine Zeitlang ganz aus der Welt zurück, verschloß sich in ihr Kabinet, und suchte unter den Büchern, welche ihr Vater und ihr Mann hinterlassen hatten, die Studien wieder hervor, wozu sie in ihrer ersten Jugend angeführt worden war. Ihre Neigung zog sie vornehmlich zu Lektüren, welche die Einbildung beschäftigen; und, nachdem sie sich mit der Geschichte, der Mythologie und den Dichtern wohl bekannt gemacht hatte, beschloß sie, die Fruchtbarkeit ihres eignen Geistes auf die Probe zu setzen, und zu versuchen, ob sie vielleicht als Dichterinn und Schrift-

stellerinn Aufsehen machen, und ihre Lage dadurch verbessern könnte.

Man denke, wegen dieser Veranlassung ihres poetischen Berufs, nicht desto schlimmer von der guten Frau! Einer der geistreichsten Schriftsteller des Alterthums, Horaz, hatte keine bessere. Ist er nicht so aufrichtig, und gesteht selbst, daß ihn nicht der allmächtige Anhauch des Genius, sondern die verwegne Dürftigkeit angetrieben habe, Verse zu machen?

Christine fing auch mit Versen an. Sie war vier und dreyßig bis fünf und dreyßig Jahre alt, als sie diese neue Profession ergriff, und ließ sichs so angelegen seyn, das gute Weib! daß — „ich (sind ihre eignen Worte) seit 1399 bis in dieses laufende 1405te Jahr da ich noch nicht aufhöre, funfzehn große Bände voll geschrieben habe, ohne die andern kleinen Dictiés*) die zusammen ungefähr 70 Bogen in Folio ausmachen, wie der Augenschein ausweisen kann." Man sieht, die wackere wohlmeinende Frau that das Ihrige redlich. Aber der Erfolg schien anfangs ihren Hoffnungen nicht sonderlich entsprechen zu wollen. Wenigstens beklagt sie sich in einer Ballade, daß die Prinzen kein Ohr für die Muse hätten. Die Prinzen hatten freylich, wie man aus der Geschichte weiß, gerade in diesen Zeiten ganz was an-

*) Sie versteht unter Dictiés oder Dits die kleinen Arten von leichter Poesie, die damahls üblich waren, als da sind Balladen, Lays, Virelays und Rondeaux. Das Englische Ditty ist wohl das nehmliche Wort mit einer Englischen Endung.

ders, wiewohl gewiß nichts Unschuldigers, zu thun. Gleichwohl ließ sich Christine dadurch nicht abschrecken. Sie machte Balladen und Virelays, wie die Kinder im Dunkeln singen, anfangs, um ihre Sorgen und den Schmerz über den Verlust ihres lieben Mannes einzuwiegen, hernach zum Zeitvertreib, und zuletzt aus wirklicher Liebhaberey.

Unter der großen Menge von Liedern, welche sie in wenigen Jahren zusammenschrieb, waren auch viele Dits amoureux et gays, d. i. Lieder verliebten Inhalts, worin sie sich (wie sie selbst sagt) mit Hülfe der Einbildungskraft in fremde Lagen hineinsetzte, und Liebesschmerzen besang, die zwar nicht ihre eignen, aber doch einem so sanften Herzen, wie das ihrige, leicht nachzuahmen waren — so leicht, daß Leute, denen ihr Thun und Lassen nicht genau bekannt war, eben so leicht auf arge Gedanken kommen konnten. Wirklich schonte die Verleumdung ihrer nicht, wie sie im dritten Buch ihrer sogenannten Vision mit vieler Wehmuth selbst erzählt. „Wurde mir nicht gar (spricht sie) in der ganzen Stadt nachgesagt, daß ich wirklich im Ernst verliebt sey? Aber ich schwöre dir, meine Seele, der kannte mich wohl nicht und wußte nicht wer ich war, der dieß sagte oder glaubte! Auch war nie weder Mann noch lebendiges Geschöpf, das mich weder an öffentlichen Orten, noch in einem Privathause oder irgendwo nur gesehen hätte, — wie der liebe Gott mein Zeuge ist! — Da kam's dann, wenn mir so was gesagt wurde, daß ich, als eine die sich unschuldig wußte, mich darüber verfärbte; zuweilen lächelte ich wohl auch dazu, und sagte bloß: Gott, und Er (nehmlich der angebliche Lieb-

haber) und ich wissen am besten, daß nichts dran ist." — *) Wie die Verleumdung boßhaft zu seyn pflegt, so mag sie wohl nicht ermangelt haben, sowohl über die schamhafte Verwirrung als über das ruhige Lächeln der armen Christine ihre Glossen zu machen.

Inzwischen führte ihr das Schicksal mitten unter ihren mancherley Bedrängnissen unverhofft einen edeln und liebenswürdigen Beschützer in dem Grafen von Salisbury zu, einem von König Richards II. von Engelland Lieblingen, welcher, bald nachdem Christine angefangen hatte als Dichterinn bekannt zu werden, hierüber kam, um eine politische Eheverbindung zwischen der siebenjährigen Prinzessinn von Frankreich, Isabelle, und dem jungen König seinem Herrn zu negociiren. Salisbury, ein junger Ritter dem alle Grazien hold waren, war auch ein großer Liebhaber von kleinen Poesien, und machte selbst sehr artige. Er bekam von Christinens Dictiés zu sehen; sie gefielen ihm; er suchte die Be-

*) Ne fust il pas dit de moy par toute la ville, que je amoye par amours? Je te jure, m' ame, que icellui ne me cognosçoit ne savoit que je estoie; ne fust oncques homme ni creature née qui me veist en public ni en privé, en lieu ou il fust, et de ce me soit Dieu tesmoing que je dis voir (vrai).... Dont, comme celle qui ignocent me sentoye, aucune fois, quand on me le disoit, me troubloie; et aucune fois me sousrioie, disant: Dieu es icelluy et moy savons bien qu'il n'en est riens.

kanntschaft der Dichterinn, und sie gefiel ihm vielleicht noch besser als ihre Verse. Kurz, er wurde ihr Freund, und er gab ihr den edelmüthigsten Beweis davon, indem er sich erbot, ihren damahls dreyzehnjährigen Sohn mit sich nach England hinüber zu nehmen, und ihn mit seinem eignen erziehen zu lassen. Sie war eine zu gute Mutter um nicht in eine Trennung einzuwilligen, die ihrem Sohne so wichtige Vortheile versprach, und ihre Schriften sind mit häufigen Zeichen ihrer Hochachtung und Dankbarkeit gegen den edeln Grafen angefüllt.

Ich weiß nicht, wer dem Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliotheque Universelle des Romans geoffenbart haben mag, daß Salisbury in die schöne Christine par amours verliebt worden sey; und wo er den ganzen Detail des kleinen sentimentalischen Romans hergenommen hat, den sie miteinander gespielt haben sollen; er müßte denn geglaubt haben, in einem Werke, wie die Bibliothek der Romane, sich bloß seines Rechts zu bedienen, indem er aus seiner eignen Einbildungskraft soviel hinzudichtete, als vonnöthen war, um eine unschuldige Freundschaft zu Liebe zu erhöhen. Unsre Dichterinn mochte zwar damahls noch eine ganz interessante Frau, und auch von Figur (nach ihrem Bildniß vor der Cité des Dames zu schließen) sehr liebenswürdig gewesen seyn. Gleichwohl sollte man, däucht uns, ohne sehr entscheidende urkundliche Beweise, eine Frau von sechs und dreyßig Jahren, die den Freuden der Welt entsagt und vermuthlich unter den Widerwärtigkeiten eines zehnjährigen kummervollen Wittwenstandes viel von ihren Reitzungen verlo-

ren hatte, nicht zum Gegenstand einer romanhaften Liebe gemacht haben. Die zärtliche Art, wie sie sich hier und da, wo in Versen und Prose die Rede von diesem Grafen ist, ausdrückt, hat weit mehr von der Dankbarkeit eines gerührten Mutterherzens als von einer geheimen übelverhehlten Leidenschaft in sich. Christine war überhaupt eine sanfte liebende Seele; und sie müßte keine Dichterinn gewesen seyn, wenn ihre Empfindungen nicht Lebhaftigkeit genug gehabt hätten, um zuweilen die Farbe der Leidenschaft anzunehmen. Aber ein großer Theil hievon muß doch auch auf Rechnung ihrer Sprache gesetzt werden, welche bey einer großen Naivetät noch unendlich weit von der Verfeinerung und Politur der heutigen entfernt war, und daher oft mehr zu sagen scheint, als die gute Frau sagen wollte.

Christine war dazu bestimmt, ihrer Beschützer immer durch den Tod beraubt zu werden, bevor sie die Früchte ihrer Freundschaft einernten konnte. Jeder freundliche Strahl, den das Glück auf sie fallen ließ, schien der Vorbote neuer Widerwärtigkeiten zu seyn. Der Graf von Salisbury verlor am Schluß dieses Jahrhunderts seinen Kopf in einem unglücklichen Aufruhr, den er (wie sie sagt) aus Liebe und Treue gegen seinen (von dem Usurpator Heinrich von Lankaster vom Throne gestürzten und auf eine höchstgrausame Art ermordeten) Herrn, den König Richard II. mit mehr Eifer als Klugheit erregt hatte. Ihr Sohn wurde dadurch einer Stütze beraubt, die er jetzt, in einem Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren am nöthigsten hatte.

Der neue König Heinrich IV. (in dessen Karakter es war, sich mit den wenigsten Kosten so viele Anhänger und Lobpreiser zu erkaufen als möglich) nahm nicht nur den jungen Dücastel zu sich, und bewies ihm große Freundlichkeit und Gnade, sondern ließ sogar die Mutter durch zwey Waffenherolde, die er nach Frankreich herübergeschickt hatte, unter großen Versprechungen zu sich einladen. Aber das edle Herz unsrer Dichterinn konnte den Gedanken nicht ertragen, von einem Fürsten, den sie als den Mörder ihres Freundes und seines rechtmäßigen Königs betrachtete, Wohlthaten anzunehmen; und die Maxime,

Fra lo splendor del trono
Belle le colpe sono,

stand nicht in ihrer Moral. Sie lehnte also die Einladungen des Brittischen Königs so höflich ab als sie konnte, und ruhte nicht, bis sie, wiewohl nicht ohne viele Mühe und Verlust, die Entlassung und Zurückkunft ihres Sohnes ausgewirkt hatte. „Und so (sagt sie) schlug ich dieses Glück für mich und meinen Sohn aus, und es reut mich dessen nicht; denn ich kann nicht glauben, daß es mit einem Manne, der gegen Ehre und Pflicht gehandelt hat, einen guten Ausgang nehmen könne."

Bald darauf schien das Schicksal sie für das Opfer, so sie bey dieser Veranlassung ihrer Rechtschaffenheit brachte, durch einen andern mächtigen Beschützer belohnen zu wollen. Der Herzog von Burgund, Filipp der Kühne, nahm den jungen Dücastel in seine Dienste, und setzte (wie es scheint) auch die

Mutter in den Stand, eine Zeit lang wieder ganz artig Haus zu halten. Christine hatte von neuen die besten Aussichten für das Glück der Ihrigen und die Ruhe ihrer eignen Tage. Aber der Herzog starb im Jahr 1404, und sie stürzte wieder in alle Bedrängnisse ihrer vorigen Lage zurück.

Gleichwohl, — wenn sie anders nicht ein wenig zu schnell war, bloße Komplimente für Ernst aufzunehmen, welches an einem Karakter wie der ihrige eben nichts Unmögliches ist, — wäre es nur auf sie angekommen, am Hofe des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Vater der berühmten Valentine von Mailand, Herzoginn von Orleans) eine sehr glänzende Versorgung zu finden. Sie beruft sich auf verschiedene Mailändische Herren, durch welche er ihr große Renten auf Lebens lang habe versprechen lassen, wenn sie sich zu Mailand fixieren wollte. Sie konnte sich aber nicht entschließen Paris zu verlassen, wiewohl ihr Auskommen daselbst so ungewiß war, und, außer den ewigen Processen mit bösen Schuldnern und ungeduldigen Gläubigern, noch manche Umstände ihr das Leben verbitterten; zumahl da sie eine betagte Mutter, einen unversorgten Sohn, und ein paar arme Basen auf dem Nacken hatte, welche alle von den Renten des Witzes und der Schreibfinger der armen Frau leben wollten. Unglücklicher Weise rentierte in den damahligen Zeiten nichts schlechter und unsichrer als die Schriftstellerey. Denn da die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, so war noch keine Gelegenheit seine Handschrift an einen Buchführer zu verhandeln; und von dem jetzt so breiten und gebahnten Wege der Subskripzion hatte man noch

gar keinen Begriff. Das Einzige, was also ein Schriftsteller in diesen Zeiten mit seinen Werken gewinnen konnte, war — *Ruhm*, und Unterstützung von den zu allen Zeiten seltnen Großen, welche Liebhaberey für solche Dinge hatten, oder sich gern in Versen oder schwülstiger Prose loben hörten, und freygebig genug waren dafür zu bezahlen, oder auch es für eine Art von Obliegenheit ihres Standes ansahen, den dürftigen Bewohnern des nur an Blumen fruchtbaren Musenberges — Wohlthaten zufließen zu lassen, welche meistens kärglich genug zugemessen wurden. Aber der größte Theil dieser hohen Mäcenaten glaubte noch sehr viel übriges zu thun, wenn sie ihnen eine zweydeutige Art von persönlicher Achtung zeigten, den Weihrauch (der die Poeten freylich wenig kostet) gnädigst in die Nasen zögen, und ihn (eben so wohlfeil) mit *Beyfall* bezahlten. Freylich muß man auch beherzigen, daß die Könige und Fürsten dieses Zeitalters verhältnißmäßig selten viel geldreicher waren als ihre Dichter. Wenn es also auch einer Frau wie Christine von Pisan gelang, mit Angst und Noth, durch Empfehlungen, Fürbitten, und der Himmrl weiß wie viele *Rondeaux* und *Virelays en forme de Placet*, endlich eine kleine Pension zu erringen, so wurde sie so unordentlich ausgezahlt, und blieb so oft gar aus, daß es fast eben so viele Angst und Noth, Empfehlungen, Aufwartungen, Rondeaux und Virelays bedurfte, um sie bezahlt zu kriegen, als es gekostet hatte, das Pensionsdekret zu erbetteln.

Doch, die gute *Christine* war nicht einmahl in dem Falle, dieß zu erfahren, so viele Mühe sie sich darum gegeben zu haben scheint. Indessen muß sie

gleichwohl auch nach dem Tode des Herzogs von Burgund nicht ohne Freunde an Karl VI. Hofe gewesen seyn, weil sich aus den Registern der königl. Rechnungskammer vom Jahre 1411 ergiebt: „daß der Damoiselle Christine von Pisan, weiland Meister Stefan Dücastel, gewesenen Königl. Notars und Geheimschreibers, nachgelassenen Wittib, in Betracht der guten und angenehmen Dienste, welche ihr Vater Meister Thomas von Bologna, im Leben gewesener Rath und Astrolog König Karls, dem Gott die ew'ge Ruhe geben wolle! besagtem seinem König und Herrn geleistet, wie auch aus andern bewegenden Ursachen, Kraft eines ofnen Königl. Briefs vom 13. May 1411 die Summe von 200 Pfund, als ein Gnadengeschenk bewilligt worden" — eine Summe, womit damahls so viel als zu Ludwig XV. Zeiten mit 2000 auszurichten war.

Aber alle diese Wohlthaten, die unsrer Dichterinn von Zeit zu Zeit zuflossen, konnten nicht verhindern, daß sie nicht den größten Theil ihres Lebens mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt hätte, die um so drückender für sie waren, da sie edel geboren und edel erzogen, in ihrer Jugend die schönsten Aussichten gehabt hatte, von Natur freygebig und großherzig war, und das Erniedrigende der Nothwendigkeit, Wohlthaten anzunehmen, ja oft gar zu suchen, aufs schmerzlichste fühlte. Gleichwohl behielt sie mitten in diesen Bedrängnissen immer einen gewissen rühmlichen Stolz, und wußte immer zu verhüten, daß der schlechte Zustand ihrer Finanzen der Welt nicht in die Augen fiel. Sie behalf sich mit geringer Kost; aber sie schlief in einem reichen Bette. Sie war immer mit

Geschmack aufgesetzt und ihrem Stande gemäß gekleidet; ein Sürkot *) von Scharlach, ein reicher Gürtel, ein Mantelet mit feinem Pelzwerk gefüttert, und einige Perlen, die sie aus dem Schiffbruch ihres vormahligen Glücks gerettet hatte, gaben ihrer natürlichen Wohlgestalt ein Ansehen von Wohlstand, welches sie vor der Verachtung des Pöbels sicherte, und ihr auch bey den Vornehmen, denen ihre Umstände bekannt waren, Ehre machte — oder sie wenigstens in die Unmöglichkeit setzte, sich ihrer zu schämen.

Ich habe nicht finden können, was aus ihrem Sohne geworden sey, von dessen guten Eigenschaften und Talenten sie, an mehr als Einem Orte, mit der Zufriedenheit und zärtlichen Vorneigung einer guten Mutter spricht. Ihre Tochter, die erste Frucht ihrer Ehe, war ein sehr schönes tugendliches Mädchen, welches sich, aus innerm Trieb und Beruf, von Jugend an dem Klosterstande widmete, und unter die Damen zu Poissy (Benediktiner = Ordens) aufgenommen, durch ihr erbauliches Leben, in der glücklichen Unwissenheit und Abgeschiedenheit einer dem Himmel geweihten Jungfrau, nach den Begriffen der damahligen Zeit ihrer Mutter viel Trost und Freude gab. Auch führt dieß, in ihrer Vision, Dame Filosofie unter den Dingen an, weßwegen sie sich glücklich zu preisen habe. Ton premier fruit (sagte sie) est une fille donnée à Dieu, par inspiration divine et de sa pure volonté, en l'Eglise et

*) Eine Art von Überkleid, das zur damahligen Garderobe gehörte, und beyden Geschlechtern gemein war.

noble Religion des Dames à Poissy, où elle, en fleur de Jonesse et tresgrand beauté, se porte tant notablement en vie contemplative et devotion, que la joye de la relacion de sa belle vie souventefois te rend grand confort.

Alle bisher erzählte Umstände und Karakterzüge sind aus ihren Schriften, besonders aus ihrer Vision genommen, worin sie sich selbst und ihre Anliegenheiten mit einer Naivität darstellt, welche, so stark sie von unsern heutigen Sitten absticht, wenigstens an einer schönen und geistreichen Gauloise des vierzehnten Jahrhunderts etwas sehr Liebenswürdiges ist. Ein Mehreres von ihren Schicksalen, und das Jahr ihres Todes habe ich nicht erfahren können.

Christine von Pisan verdient sowohl wegen der Menge und Mannigfaltigkeit, als des verhältnißmäßigen Werthes der Produkte ihres Geistes, unstreitig eine der ersten Stellen unter den Französischen Schriftstellern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, und noch im sechzehnten wurde eines von ihren vorzüglichsten Werken, Le Chemin de long etude betitelt, gedruckt und mit dem größten Beyfall gelesen.

Dieses Werk ist eine Art von filosofischem Roman, worin, nach damahligem Geschmack, alles Vision und Allegorie ist. Dante's Divina Comedia und der Roman von der Rose hatten diese Form vorzüglich beliebt und zur Mode gemacht; wenigstens scheint Christine in diesem und ihren meisten übrigen Werken den letztern zum Muster genommen zu haben. Die Sibylle von Kumä erscheint ihr in einer sehr finstern Nacht, setzt

sich auf ihr Bett, und redet sie freundlich an: „Meine Tochter, spricht sie, ich habe Mitleiden mit deinen Trübsalen. Alle reinen Seelen sind in meinem Schutz. Ich habe den Äneas in die unterirdischen Reiche geführt; jetzt will ich deine Führerinn auf einer andern Reise seyn." — Sehr heilige Dame, antwortet Christine, ich bin bereit, dir überall hin zu folgen. Augenblicklich steht sie auf, kleidet sich eilfertig an, und macht sich mit der Sibylle auf den Weg. Es war im May, die Luft mild und rein. Sie kommen in eine lustige, mit tausend Arten lieblich düftender Blumen geschmückte Ebne. — Da sehen sie neun schöne Damen sich in einem krystallhellen Wasser baden. — Ist dieß nicht das Paradies der Wollust? ruft Christine aus. — Nein, erwiederte die Sibylle, es ist der Sitz der Musen, die erste Station auf dem Wege zur Gelehrsamkeit; ein reitzender Aufenthalt für Leute, die nur die Blumen derselben pflücken wollen, ohne sich gar zu große Mühe zu geben. Diejenigen, die in den Tiefen der Wissenschaften graben, verirren sich oft in Traurigkeit; aber diese hier verirren sich nur in Freude. Liebste Tochter, sey immer fröhlich; die Tugend ist's. — Siehst du nicht hier die neun Jungfrauen des Parnasses, die Hippokrene, und, die Söhne der Götter, die Dichter, um sie hergelagert? Aber du sollst sie nur im Vorbeygehn anschauen; wer sich hier verweilt, kann nicht weiter, so anmuthig und bezaubernd ist dieser Aufenthalt. — Die beyden Damen setzen ihren Weg unter allerley Gesprächen fort, und werden nicht gewahr, wie sie, ohne Schiff, über ein großes Meer wegkommen. Sie langen in der zweyten Station der Gelehrsamkeit

an,

an, welche Geografie genannt wird. Diese Stazion ist etwas groß, denn sie begreift den ganzen Erdboden in sich. Christine zeigt in Beschreibung der Reisen, die sie darin mit einander gemacht, ihre Kenntnisse von den entlegnern Theilen der Erdkugel. Sie kommen nach Konstantinopel, von da nach dem Orte wo einst Troja war; sie durchwandern ganz Asien, die Länder des großen Kans, das reiche Land Katay, das Vaterland der schönen Angelika, die glückseligen Inseln, das Land der Bramanen, des Priester Johanns, u. s. w. und überall theilt die Sibylle ihrer Begleiterinn das Merkwürdigste mit, was man damahls von allen diesen Ländern wußte. Endlich langen sie in der dritten Stazion von Long-Etude an, und diese ist die Astronomie, welche die Erde in eine Art von Verbindung mit dem Himmel setzt. Sie besteigen einen hohen Berg. Die Sibylle beginnt eine Anrufung, wovon Christine nichts versteht, weil sie Griechisch ist. Aber die Bewohner des Himmels verstehen diese schöne Sprache. Denn augenblicklich stand ein Jüngling von entzückender Schönheit vor ihnen da. Freund, sagte die Sibylle, bringe mir eine Leiter, damit diese Dame mit mir gen Himmel steigen, und die göttlichen Geheimnisse daselbst beschauen könne. Stracks läßt sich eine Leiter vom Himmel herab. Christine möchte vor Furcht des Todes seyn, aber sie muß steigen. Sie faßt endlich Muth, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz, und folgt ihrer unsterblichen Führerinn. Von Stufe zu Stufe sind sie endlich so hoch gestiegen, daß, wie sie sich nach der Erde umsehen, sie ihnen nicht größer als eine Fliege

vorkommt. Nun kann die arme Christine nicht länger aushalten. „Dame, sagt sie, wir wollen wieder herunteriteigen; ich kann nicht mehr, wir wollen herunter; der Kopf schwindelt mir, ich werde fallen, ich werde die Strafe des Ikarus erfahren — Um Gottes willen!" — Ach! ich sehe wohl, antwortet die Profetinn lächelnd, die erhabnen Wissenschaften sind zu stark für dein Geschlecht. Aber fasse Muth, es soll dir kein Leid widerfahren! Die Strafe des Ikarus trifft nur diejenigen, die seine Vermessenheit haben. Das Verlangen, das dich zum Himmel empor führt, ist rein; komm, gieb mir deine Hand! und ich will dich unversehrt wieder nach dem armseligen Kothhaufen zurückbringen, nach welchem dir so weh ist. — Sie ersteigen also den Himmel — des Ptolemäus; denn dieser alte Griechische Filosof war damahls noch der einzige, der die Schlüssel zum astronomischen Himmelreich hatte. Die Sibylle zeigt Christinen alle himmlischen Körper, und erklärt ihr ihre verworrenen Kreise und Bewegungen nach den Ptolemäischen Grundsätzen. Nachdem sie vom Gipfel des Empyreums alle diese Wunder betrachtet haben, erblicken sie an den vier Enden der Welt vier herrlich glänzende Thronen, und einen in der Mitte. Vier Damen sassen auf diesen Thronen, deren Nahme war Weisheit, Adel, Ritterschaft (Chevalerie) und Reichthum. Den in der Mitte hatte vor Zeiten Dame Vernunft eingenommen; aber nun war er leider! leer. Ehmahls (o! der glücklichen Zeiten!) regierte Dame Vernunft den ganzen Erdboden; Adel, Ritterschaft, Weisheit und Reichthum waren nur ihre Vasallinnen. Aber diese Vasallinnen wußten sich endlich

unabhängig zu machen, stürzten ihre Souveraine vom Thron, und regieren nun die Welt nach ihrer Willkühr, — schlecht genug.

Diese Probe mag genug seyn, uns einen Begriff von einem Werke zu geben, das freylich für uns den Reitz nicht mehr haben kann, den es für das Publikum des funfzehnten Jahrhunderts hatte. Gleichwohl kann ich nicht umhin, noch einiger andrer von den vorzüglichsten Produkten dieser Dichterinn Erwähnung zu thun.

La Cité des Dames, nach jenem das wichtigste von ihren Werken, ist hauptsächlich zum Unterricht königlicher und fürstlicher Damen geschrieben, welche von ihr ermahnt werden, sich nicht zu schämen, von ihren Thronen herabzusteigen, und den Lehren der Weisheit ein gelehriges Ohr zu leihen. Auch von diesem Werk ist die Komposizion sehr reich, und macht, wenn man die Barbarey ihres Zeitalters bedenkt, dem Witz der Dichterinn eben so viel Ehre als ihrer Gelehrsamkeit. Sie dichtet, daß ihr drey Damen erschienen seyen, welche sie in eine von ihnen selbst erbaute schöne Stadt geführt hätten. Die erste führte die Mauern auf, die andre erbaute die Häuser und versah sie mit Einwohnern, die dritte setzte dem Werke der beyden andern den Gipfel auf. Alles ist hier allegorisch, sogar die Steine der Stadtmauern, welche lauter Tugenden sind. Die Bewohnerinnen der Stadt sind alle die Heldinnen und Modelle weiblicher Vollkommenheit, welche die Verfasserinn in der Geschichte gefunden, und die ihr zu einer Menge lehrreicher Erzählungen oder Exempel den Stoff geben. Das, was sie den Gipfel oder den höchsten Grad der Vollkommenheit dieser al-

legorischen Stadt nennt, ist die Andacht und Heiligkeit; und die Beyspiele, die sie unter dieser Rubrik aufführt, sind lauter Geschichten von heiligen Frauen und Jungfrauen. All diese Schätze von Mythologie und Geschichte, welche Christine in diesem seltsamen Werke verschwendet, hatten für die Damen des funfzehnten Jahrhunderts den ganzen Reitz der Neuheit; es gab kein Buch, welches ihnen zu Auszierung ihres Geistes und zu Bildung ihres Herzens und ihrer Sitten bessere Dienste hätte thun können, und worin das Nützliche mit dem Angenehmen, nach dem Geschmack und der Vorstellungsart der damahligen Zeit, glücklicher vereinigt gewesen wäre. — Nichts davon zu sagen, daß auch der Stolz der Damen seine Rechnung dabey fand. Denn Christine schreibt die Erfindung aller nützlichen und schönen Künste ihrem Geschlechte zu. Ceres, Minerva und Araine (Arachne) waren drey Griechische Prinzessinnen, sagt sie — und hat vielleicht Recht. Ceres erfand alle Künste, denen wir das Brot, die Hauptstütze des menschlichen Lebens, zu danken haben; Minerva die Kunst, die Wolle zu verarbeiten und die Werkzeuge dazu, die Kunst Öhl zu machen, die Instrumente des Kriegs, die Waffen von Eisen und Stahl, u. s. w.; Arachne die Kunst, Wolle zu färben, und alle Arten von Stickarbeit und Tapisserie. Eine andre Griechische Dame, Nahmens Pamfilia, war die Erfinderinn des Seidenbaues, u. s. w. Kurz, Christine vergißt in ihrer Cité des Dames nichts, was ihrem Geschlecht Ehre machen konnte; aber sie schonet auch der verschiednen Laster und Untugenden nicht, die den Damen ihrer Zeit zum Vorwurf gereichten.

Unter den Zügen, welche zur Karakteristik ihrer Zeit gehören, ist mir folgender um so mehr aufgefallen, weil man sich gewöhnlich von dem Kostum dieses unglücklichen und barbarischen Jahrhunderts ganz andre Begriffe macht. Christine spricht von der übertriebnen Pracht und Hoffart, die damahls in den Wochenstuben im Schwange gingen. Sogar die Bürgersfrauen in Paris beeiferten sich, es darin den größten Damen gleich oder noch zuvor zu thun. Sie erzählt davon ein Beyspiel, das ihr besonders anstößig gewesen sey, und wobey sie in sehr naive Deklamazionen ausbricht. Sie legte einst einen Wochenbesuch bey einer Kaufmannsfrau ab. Sie wurde durch zwey schöne und prächtig aufgeputzte Zimmer geführt; die Vorhänge darin waren reich, und in dem einen paradierte ein Schenktisch mit Silbergeschirr aufgethürmt. Die Wochenstube war mit einer kostbaren Tapezerey von reichem Cyprischen Stoff ausgeschlagen; auf den Einfassungen schimmerte der Nahme und die Devise der Frau des Hauses in der zierlichsten Stickarbeit. Das Bett war nicht weniger prächtig. Bloß die Betttücher, von der feinsten Rheimser Leinwand, hatten über drey hundert Pfund gekostet. Die Bettdecke war von Silberstoff, und sogar der Fußteppich glänzte, als ob er von reichem Zeuge wäre. Die Wöchnerinn stolzierte in ihrem Paradebette in einem zierlichen Anzug von karmesinrother Seide, und lehnte sich auf Kopfküssen mit dicken Quasten von guten Perlen. — „O Sitten! ruft unsre Dichterinn unwillig aus; was bleibt der Königinn übrig, wenn reiche Bürgersweiber sich unterstehen dürfen, es ihr in Pracht zuvor zu thun? Warum leidet der König

das? Warum legt er diesem übermüthigen Volke nicht neue Abgaben auf, um ihnen das Geld abzuzapfen, dessen sie so sehr zu viel haben? u. s. w." Man sieht hieraus, daß die Ungleichheit schon in Karl VI. Zeiten unmäßig seyn mußte. Denn daß der größte Theil des Volks damahls in elenden Umständen war, ist unläugbar.

La Vision de Christine, dasjenige von ihren Büchern, woraus beynahe alles, was man von ihrer Geschichte weiß, geschöpft ist, theilt sich in drey Theile. Der erste enthält ein allgemeines Gemählde von der Welt und ihren Wundern. Im zweyten wird Dame Meinung, mit ihren Einflüssen auf das Glück und Unglück der Menschen, vorgeführt. Im dritten erscheint ihr Dame Filosofie, als Arzt und Trösterinn alles menschlichen Leidens und Ungemachs. Auch hier ist alles Erscheinung und Allegorie — um unter dieser Hülle (als damahliger Modetracht der Dame Filosofie) der Sittenlehre Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Noch bemerke ich als eines ihrer vorzüglichsten versificierten Produkte die Epistre d'Othea à Hector, oder le Roman d'Othea, wie es gemeiniglich genennt wurde. Es ist eigentlich ein poetisches Bilderbuch, zum Gebrauch des ältesten Prinzen des bekannten Herzogs von Orleans, Bruders von Karl VI. welchen der Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockne, im Jahr 1407 ermorden ließ. Alle Tugenden und Laster, die Wirkungen zügelloser Leidenschaften, die Maximen, welche ein biederer Ritter nie aus den Augen verlieren sollte, und dergleichen, werden in diesem Büchlein dem jun-

gen Prinzen unter mancherley schicklichen, meistens aus Mythologie und den Dichtern entlehnten Bildern vorstellig gemacht, wovon die Verse die Erklärung und Anwendung sind. So zeigt sie ihm z. B. den Saturnus, wie er mit seiner Sichel alle Menschen und ihre Werke mähet, die Gelehrten hingegen mit Wohlgefallen betrachtet und ihre Werke verschont, — um ihm Hochachtung für diejenigen einzuflößen, deren Amt es ist, die Welt zu erleuchten, und ohne welche die Zeit das Andenken der Helden und ihrer Thaten bald verschlingen würde. Daß ein Ritter immer bereit seyn müsse, sein Leben für die Ehre der Damen zu wagen, wird ihm durch das Bild des Perseus, der die Andromeda befreyt, eingeprägt. Die Vortheile der Leutseligkeit werden ihm durch das Bild der Liebesgöttinn, die alle Herzen durch den Reitz ihrer holdseligen Rede an sich zieht — die verderblichen Wirkungen des Zorns durch die Wuth des Athamas, der seine Gemahlinn tödtet — die unglücklichen Folgen einer unbesonnenen Liebe durch das klägliche Schicksal von Pyramus und Thisbe vorstellig gemacht u. s. w. Christinens Verse sind nicht mehr erträglich, so sehr sie auch zu ihrer Zeit gefallen mochten; aber die Idee, in einem jungen Prinzen edle Gedanken und Gesinnungen durch mahlerische und auf eine faßliche Art allegorische Darstellungen zu erwecken, macht ihrem Witz Ehre, und verdient Aufmerksamkeit.

Christine hätte sich — so eifrig war ihre Begierde, durch ihre Schriften etwas Gutes zu stiften — sogar der berüchtigten Königinn Isabelle gern nützlich machen mögen. Denn unter ihren in der

königlichen Bibliothek zu Paris verwahrten Handschriften befindet sich auch eine, die den Titel hat: **Instructions des Princesses et Dames de Cour, et autres Lettres à la Reine Isabelle, en MCCCCV.** Aber es war übel angewandte Mühe. Isabeau von Bayern, und die Damen ihres Hofes, die sich mit Vergnügen nach ihrer reitzenden Gebieterinn bildeten, kehrten sich nicht an die Sittenlehre der guten Christine, lachten vermuthlich ihrer Einfalt, und blieben — was man weiß.

Das Leben König Karls des Fünften zu beschreiben, wurde sie von ihrem Gönner, dem Herzog Filipp von Burgund, aufgemuntert. Ich kann nichts weiter davon sagen, als daß es vermuthlich mehr Lobrede als Geschichte ist. Christine war in keiner Betrachtung geschickt, eine Geschichte zu schreiben, welche die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdienen könnte.

Daß eine so fruchtbare Schriftstellerinn, die zugleich eine zärtliche Mutter war, ihre Kinder nicht vergessen haben werde, kann man sich leicht vorstellen. An ihren Sohn sind die **Enseignemens Moraux de Christine à son Fils**, und an ihre Tochter **Le Dit de Poissy** gerichtet.

Nur noch ein Wort aus den Briefen über den Roman von der Rose, welche sie an verschiedene Gelehrte ihrer Zeit, deren Nahmen man nur durch sie noch kennt, gestellt hat — und das sey die naive Art, wie sie sich über die berüchtigten Verse Meister Klopinels —

Vous etes, vous serez, et fûtes
De fait ou de volonté Putes.

vernehmen läßt — „Der böse Mensch! (ruft sie aus) wie er lügt!"

Nachdem ich so Vieles bloß darum angeführt habe, um den Lesern einen ansehnlichen Begriff von der innern Seite dieser merkwürdigen Frau zu geben, würde es kaum verzeihlich seyn, nicht noch ein paar Worte von ihrem Äußerlichen zu sagen. Was uns ihre eigene Bescheidenheit davon hat bekannt werden lassen, ist: daß sie von Person ohne alle Ungestalt, ziemlich angenehm, von guter Leibesbeschaffenheit und nicht kränklich gewesen sey (qu'elle avoit corps sans nulle difformité, assez plaisant, et non maladis, mais bien complexioné.) Dieß ist's, was Dame Filosofie im dritten Theil der Vision, unter den Wohlthaten, wofür Christine dem Himmel dankbar zu seyn Ursache habe, als keine der geringsten anführt. Wenn eine so wackere Frau von ihrer Außenseite so viel sagt, so kann man sich ohne Bedenken eine vortheilhafte Vorstellung von den Annehmlichkeiten ihrer Person machen.

Boivin giebt uns die Beschreibung von demjenigen ihrer Bildnisse, welches, seinem Urtheil nach, das beste unter den Mignaturbildern, die sich in ihren Werken befinden, und vor der Cité des Dames in der Handschrift 7395 der (ehmahls) königlichen Bibliothek zu sehen ist. Der Verfasser des Artikels Christine de Pisan in der Bibliotheque des Romans, der dieses Bild auch gesehen hat, scheint Boivins Beschreibung noch genauer berichtigt zu haben, — welches ich erinnern muß, damit ich nicht etwa beschuldiget werde, etwas aus eigner Einbildung hinzugethan zu haben. Sie erscheint unter einer Art

von Baldachin sitzend, den Kopf gegen die linke Hand geneigt und den Elbogen auf einen Schreibtisch gestützt. Sie hat ein rundes Gesicht, regelmäßige Züge, eine schöne Gesichtsfarbe, und eine feine Leibesgestalt, jedoch mehr völlig als mager. Ihre Augen sind geschlossen, als ob sie schlummerte. Ihre Kopfaufsatz ist eine Art von lilasfarbigem hohem Hut, mit einer sehr zarten Gaze beschattet. Ihr Hemde, das ungemein fein und auf der Brust ein wenig offen ist, läßt etwas Weniges vom obersten Theil der Schultern unbedeckt. Ihr Kleid ist blau, unten mit Gold gestickt, und dunkelgelb gefüttert; es öffnet sich von vorn, wie die Mäntelchen unsrer Damen, so daß man darunter etwas von einem violetfarbnen Leibchen, mit schmalem goldnem Netzwerk besetzt, sehen kann. Die Attitüde der sitzenden Frau, und drey andre Damen, die vor ihr stehen, scheinen anzudeuten, daß es Christinen in dem Augenblicke vorstellt, da sie die Vision hat, welche in der Cité des Dames beschrieben ist.

12.

Margarite von Valois, Königinn von Navarra, als Schriftstellerinn.

Das sechzehnte Jahrhundert, so fruchtbar es an vortrefflichen Männern aller Arten war, hat, unter einer ansehnlichen Zahl von Frauen, die durch ungewöhnliche Naturgaben, Vorzüge des Geistes, Tu-

gend und Größe der Seele, die Unsterblichkeit, welche die Geschichte geben kann, verdient haben, schwerlich eine hervorgebracht, die dieser berühmten Fürstinn den Vorzug streitig machen könnte. Ihre Geburt, ihre Schicksale, ihre außerordentliche Liebe zu König Franz I. ihrem Bruder, ihr Einfluß über ihn, und die guten Dienste so sie ihm geleistet, ihre öffentlich erklärte Neigung zu dem was man damahls die neue Religion nannte, und der Schutz den sie allen Gelehrten von vorzüglichem Karakter, besonders denen, welche der neuen Meinungen verdächtig waren, angedeihen ließ, die guten und bösen Gerüchte, durch welche sie gehen mußte, weil sie zu edel, billig und gut war, um es einer von beyden Parteyen völlig recht machen zu können, — kurz, die meisten Merkwürdigkeiten ihres Lebens, sind aus der Geschichte bekannt genug. Der Geringste von ihren Vorzügen war derjenige, von welchem in diesem kleinen Aufsatze die Rede seyn wird.

Margarite, an dem Hofe des guten Königs Ludwig XII. (Vater des Volks genannt) sehr sorgfältig erzogen, hatte, von ihrer ersten Jugend an, eine besondere Neigung zu den schönen Wissenschaften, und (was nicht immer mit dieser Neigung verbunden ist) vorzügliche Gaben, sich darin hervorzuthun, gezeigt. Sie liebte, ihr ganzes Leben durch, den Umgang mit gelehrten und aufgeklärten Männern, und fand mitten unter den Geschäften eines in die öffentlichen Angelegenheiten verwickelten Lebens, und unter den Zerstreuungen eines Hofes, der damahls der galanteste und glänzendste in Europa war, noch immer einsame Stunden, worin sie ein Talent üben konnte, an welchem sie Vergnügen fand, und welches,

in der Lage einer Christine von Pisan, vermuthlich die Hauptbeschäftigung ihres Lebens ausgemacht hätte. Die noch übrigen Früchte davon bestehen in einer Sammlung von Poesien und in ihren bekannten Prosaischen Erzählungen. Jene wurden noch bey ihrem Leben von ihrem Kammerdiener, Jean de le Haye, unter dem seltsamen aber dem Geschmack der damahligen Zeit angemeßnen Titel: Marguerites *) de la Marguerite des Princesses, im Jahr 1547 herausgegeben. Sie bestehen aus geistlichen Liedern, vier sogenannten Mysterien, einem paar dialogierten Stücken, von der Art die man Moralités nannte, einer allegorischen Erzählung, die Satyrn und die Nymfen der Diane betitelt, und einer Menge kleinerer Stücke, Sonnette u. d. gl. Das Urtheil des Herrn Marquis von Paulmy (Melang. Tom. VII. p. 102.) der die Gedichte der Königinn von Navarre überhaupt agreables, spirituels et bienfaits findet, und alles, was man etwa daran ausstellen könnte, ihrem Jahrhundert aufbürdet, als welches z. B. offenbar an dem Ridicule de ses Pieces devotes Schuld sey, — scheint seine Richtigkeit zu haben. Soviel ist gewiß, daß der Conte von dem Streit der Satyrn und Nymfen, der im zweyten Theile des Parnasse des Dames zu lesen ist, durch die Mühe, die sich der Herausgeber genommen, den Styl zu modernisieren, nichts gewonnen hat, das den

*) Der Herr Kammerdiener spielt mit dem Nahmen Margarite, der eine Perle oder ein Gänseblümchen, was man lieber will, bedeuten kann.

Verlust der Naivetät des Originals ersetzen könnte. Folgendes kleine Stück kann, wenn wir nicht irren, zu einer Probe dienen, daß die ihr eigne Munterkeit des Geistes, der sie sich in ihren Erzählungen völlig überließ, sie auch in ihren erbaulichen Reimen nicht ganz verlassen habe.

Pour etre un digne et bon Chretien,
Il faut à Christ etre semblable;
Il faut renoncer à tout bien.
A' tout honneur qui est damnable;
A' la Dame belle et jolie,
A' plaisir qui la chair emeut,
Laisser biens, honneurs, et Amie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Ses biens aux pauvres faut donner,
D'un coeur joyeux et volontaire;
Faut les injures pardonner,
Et à ses ennemis bien faire;
S' ejouir en melancolie
Et tourment dont la chair s'emeut!
Aimer la mort comme la vie!
Ne fait pas ce tour là qui veut.

Unter ihren Mysterien, oder geistlichen Dramen, (die Geburt Christi, die heil. drey Könige, der Bethlehemitische Kindermord, und die Flucht nach Ägypten) zeichnet sich das letzte durch anmuthige Bilder und feine Wendungen aus. Die Scene stellt die heilige Jungfrau dar, wie sie, in der Wüste, vor Müdigkeit und Erschöpfung, sich unter einen Baum hingelegt hat, und mit

dem Jesuskind im Arm eingeschlafen ist. Joseph geht umher, einige Nahrung zu suchen. Inzwischen hat der Ewige Vater den Engeln befohlen, die Wüste in ein Paradies umzuschaffen; und die Scene verwandelt sich unter folgendem Gesang der Engel in einen blumenreichen, mit blühenden Orangen- und Granatbäumen geschmückten Lustort:

Erster Engel.

Champ des Deserts, cessez d'etre steriles,
Dieu le commande, arbres soyez fertiles,
Donnez vos fruits de très bonne saveur.

Zweyter Engel.

Elevez vous dans ces plaines changeantes,
Verds orangers, croissez fleurs odorantes,
Et d'un regard recevez la faveur.

Dritter Engel.

Courez, ruisseaux, près de la Vierge-Mere,
Presentez lui votre onde pure et claire,
Honneur aurez quand de vous en prendra.

u. s. w.

Die angenehme Überraschung der erwachenden Madonna und ihres guten Alten, der ohne dieses Wunder mit leeren Händen zurückgekommen wäre, vollendet das liebliche Gemählde. Aber Contemplation, Memoire und Consolation, jede mit einem großen mit silbernen Buckeln und Bändern beschlagnen Buche unterm Arme, vom Himmel hoch herabkommend, um der Maria eine erbauliche Unterhaltung zu verschaffen, verderben freylich alles wieder. Dieß waren die Früchte des Geschmacks ihrer

Zeit, den der Herr von Paulmy anklagt — und über welchen sich zu erheben sogar eine Königinn entweder nicht wagte, oder (wie mir glaublicher scheint) sich nicht einmahl einfallen ließ.

Die Komödie, oder sogenannte Moralité, die in der Sammlung ihrer Gedichte vorkommt, besteht, nach damahliger Art, aus bloßen Dialogen, ohne Intrigue und Handlung. Ein Mädchen tritt auf und preiset sich glücklich daß sie die Liebe gar nicht kenne; eine andre findet sich noch glücklicher weil sie liebe und geliebt werde. Zwey Frauen kommen dazu, und beklagen sich bitterlich, die eine über die Untreue ihres Mannes den sie doch einzig liebt, die andre über die ungegründete Eifersucht des ihrigen, wegen eines Liebhabers, den sie zwar duldet, aber ihm doch kein Gehör giebt. Zuletzt tritt auch noch ein Mütterchen von hundert Jahren auf, wovon sie zwanzig im ledigen, zwanzig im ehelichen, und sechzig im verwittweten Stande zugebracht hat. Diese ehrwürdige Oberalte hält sich, wie billig, durch ihre Erfahrenheit berechtigt, einer jeden von diesen jungen Damen zu sagen was sie nöthig hat. Sie weißagt dem einen Mädchen, daß die Liebe sich an ihr rächen, der andern, daß ihr Liebhaber sie sitzen lassen werde; und (was aus der Feder einer so frommen und tugendhaften Prinzessinn wie Margarite wenigstens eben so unerwartet ist, als aus dem Munde einer hundertjährigen Sybille) sie rathet den beyden betrübten Weibern, der einen, wegen der Untreue, und der andern wegen der Eifersucht ihres Mannes, sich mit einem — Liebhaber zu trösten. Um einem so guten Rathe desto mehr Gewicht zu geben, (und, weil sich das

Stück mit einem Tanz schließen mußte, der Alten einen Tänzer zu verschaffen) läßt die Königinn noch einen Greis auftreten, der sie versichert: daß sie es sehr übel mit sich selbst meinen würden, wenn sie dem guten Rathe der alten Dame nicht Gehör geben wollten. Man bemerke, (sagt hier der Herausgeber des Parnasse des Dames) daß die Königinn von Navarra sich kein Bedenken machte, diese Komödie unter ihrem Nahmen und mit königlichen Privilegien drucken zu lassen, und dieß zwey Jahre vor ihrem Tode, und daß sie damahls für devot und sogar für gut katholisch passierte.

Für das Letztere möchte ich eben nicht gut stehen. Aber daß die Königinn von Navarra eine religiöse Frau und von unsträflichen Sitten war, ist unläugbar. Wie kam es also, daß sie den beyden betrübten Weibern nichts Bessers zu rathen wußte als einen Liebhaber? Die Ursache ist vielleicht sehr simpel. Könnte es nicht etwa daher gekommen seyn, weil sie ihr Geschlecht kannte, und wirklich glaubte, daß den beyden Weibern nicht besser zu rathen sey, und weil sie freymüthig genug war, was sie dachte, auch zu sagen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, am Hofe Franz des Ersten, und eine Königinn— was hätte sie verhindern können, offenherzig zu seyn? — Die Komödie endigt sich damit, daß vier junge Herren auftreten, um die vier Damen zum Tanz zu führen.

Menons les dancer toutes quatre.

Auch recht! (sagt der Greis, noch ein ächter Franzose von altem Schrot und Korn) ich und meine

Alte

Alte sind dabey; wir wollens euch nicht wohlfeil geben:

Soit! nous allons bien vous combattre,
Ma vieille et moy, de bien dancer.

Hier macht der vorbelobte Herausgeber abermahls eine wehmüthige Reflexion. „Heutigs Tags, sagt er, tanzt man in Paris schon mit dreyßig Jahren nicht mehr! Die Sokrates, die Platonen, die Spartaner u. s. w. tanzten noch im sechzigsten." — Freylich desto schlimmer für die Pariser, und desto besser für die Sokrates, die Platonen und die Spartaner!

Wer die Moral dieser kleinen Moralité der Königinn von Navarra nicht mit ihrer unbescholtnen Tugend zusammenreimen kann, wird noch weniger begreifen können, wie sie die Verfasserinn der unter dem Titel Heptameron oder Les Sept Journées, oder, am gewöhnlichsten, der Contes de la Reine de Navarre, bekannten, so oft und noch vor wenig Jahren in einer sehr schönen Ausgabe in der Schweiz wieder aufgelegten Erzählungen habe seyn können. Gleichwohl ist nichts gewisser. Außer dem Zeugniß eines Geschichtschreibers wie August von Thou, beweiset es die Zueignungsschrift an die Prinzessinn Jeanne d' Albret, ihre Tochter, die der Ausgabe dieser Erzählungen vom Jahre 1567 vorgesetzt ist; und Brantome versichert, daß er es aus dem eignen Munde seiner Großmutter habe. Vielleicht ist es unsern Lesern angenehm, was er davon sagt, in seinem eignen naiven Gaulois (welches gleichwohl die

Hofsprache seiner Zeit war) zu lesen. Wir wollen ihn also selbst reden lassen. Elle fit en ses gayetés un livre qui s' intitule les Contes de la Reine de Navarre, ou l'on voit un stile si doux et si fluant et plein de si beaux discours et belles Sentences, que j' ai oui dire, que la Reine-Mere (Katharine von Medicis) et Madame de Savoye, estans jeunes, se voulurent mesler d' en escrire des nouvelles à part à l'imitation de la dite Reine de Navarre, sçachant bien quelle en faisoit; mais quand elles eurent veu les siennes, elles eurent si grand depit des leurs, qu'elles les jetterent dans le feu etc. Elle composa ces nouvelles la pluspart dans la litiere en allant par le pays; car elle avoit de plus grandes occupations estant retirée. Je l'oui ainsi conter à ma Grand' Mere, qui alloit toujours avec elle dans sa litiere comme sa Dame d'honneur, et luy tenoit l' escritoire, et les mettoit par escrit aussitost, et si habilement ou plus, que si on luy eut dicté.

Unter den Contes der Königinn von Navarra ist einer, (der vierte in der ersten Journée) wovon sie selbst die Heldinn war, und der aus dieser Ursache um so merkwürdiger ist, weil das Abenteuer selbst von der häkeligsten Art ist. Denn es ist um nichts geringer darin zu thun, als eine Dame, bey nächtlicher Weile, wider ihren Willen im Schlafe zu überraschen. Der bekannte Admiral von Bonnivet, ein Günstling König Franzens, (dem folglich mehr erlaubt war als einem Andern) war der

Mann, der sichs einfallen ließ, bey der Schwester seines Königs auf diese plumpe Art den Satyr zu spielen. Margarite erwachte zu allem Glück von dem Geräusche, das die geheime Fallthüre machte, durch welche sich der verliebte Admiral in ihr Schlafgemach stehlen wollte, *) und sie führte ihn ab, wie man sichs vorstellen kann. Das Sonderbarste bey der Sache war, daß er schon zwey Mahl vorher versucht hatte, Gewalt bey ihr zu gebrauchen, da gelindere Mittel nichts hatten verfangen wollen, und daß er das zweyte Mahl so übel dabey weggekommen war, daß er fünf Wochen lang sich vor keinem Menschen sehen lassen durfte, weil die Prinzessinn zu seinem Unglück vergessen hatte, ihre Nägel zu beschneiden. Man mußte auf eine brutale Art verliebt und ein Favorit oben drein seyn, um nach einem solchen Empfang zum dritten Mahle wieder zu kommen. Die Anekdote ist keine der glaublichsten; indessen hat sie den Geschichtschreiber Varillas und Brantomens Großmutter zu Gewährleuten. Die letztere hatte sie unmittelbar von der Königinn selbst, und trug nach dem Tode derselben um so weniger Bedenken sie ihrem Enkel mitzutheilen, da Margarite keines getragen hatte, in einem ziemlich muntern Tone, (wiewohl unter versteckten Nahmen) es der ganzen Welt zu erzählen.

Übrigens ist es kein kleines Verdienst ihrer Erzählungen, daß die meisten (wie man zu glauben Ursache hat) wahre Begebenheiten sind, die sich wirk-

*) Die Scene war auf einem seiner Landsitze, während daß der Hof zum Besuch bey ihm war.

lich und größten Theils zu ihrer Zeit zugetragen hatten, und daß sie daher sehr geschickt sind, uns von den Sitten, dem Geist, der Vorstellungsart und dem Kostum der Franzosen in diesem merkwürdigen Zeitalter, wahre, lebendige und karakteristische Begriffe zu verschaffen. Das Langweilige daran ist die Form oder der Rahmen dieser Erzählungen (von dem Boccazischen Decamerone nachgeahmt), die oft unausstehlich platten moralischen Lehren, und die selten unterhaltenden, wiewohl karaktermäßigen Gespräche und Disputen der Damen und Herren, welche sich sieben Tage lang auf diese Weise miteinander ergetzen. Die Erzählungen schwimmen darin, wie kleine Fischchen in einer großen Schüssel voll Brühe; aber hier kann man nicht sagen, was von Saumaisens Kommentar über den Solinus: daß die Brühe mehr werth sey als der Fisch.

13.

Loyse Labé, genannt La belle Cordiere.

Saffo, Korinna, Aspasia, Leontium, — die ersten Bilder, die aus dem Tempel der Grazien hervorleuchten, sind die ihrigen; und ihre bloßen Nahmen erwecken in uns die Vorstellungen von allem, was die Verbindung der seltensten Naturgaben mit

den schönsten Talenten Anziehendes und Bezauberndes hat; wir beneiden diejenigen, die einst so glücklich waren, diese reitzenden Geschöpfe zu sehen, zu hören, ihres Umgangs zu genießen, von ihnen geliebt zu werden; und gleichwohl kann ein einziges kleines Blatt alles fassen, was von ihrer Lebensgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Wenn die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, welche der schönen Seilerinn erwähnen, und vornehmlich die Italiänischen und Französischen Versemänner, die sich im Lob ihrer Gaben, Reitzungen und Vollkommenheiten erschöpft haben, Glauben verdienen, so war Luise Labé die Saffo und Korinna, die Aspasia und Leontium ihrer Zeit in Einer Person; aber eine für unsre Wißbegierde unangenehme Ähnlichkeit dieser wundervollen Lyonerinn mit ihren Griechischen Vorgängerinnen ist, daß wir eben so wenig Umständliches und Befriedigendes von ihrem Leben wissen als von jenen. In Ermangelung dessen hat der neueste Herausgeber ihrer Werke, und der vom Parnasse des Dames, diesen Mangel näherer historischer Nachrichten aus seiner Imaginazion zu ersetzen gesucht, und uns unter dem Nahmen einer Lebensbeschreibung der schönen Seilerinn die Skizze zu einem kleinen Roman gegeben, den wir vielleicht in der Bibliotheque des Romans (deren Vorrathskammern ziemlich erschöpft zu seyn beginnen) unversehens zu einem förmlichen Werkchen dieser Art ausgemahlt finden werden. Das Zuverlässigste was man von ihr weiß, besteht in Folgendem.

Luise Labé wurde zu Lyon im Jahr 1526 oder 27 geboren. Von dem Stande und den Glücksum-

ständen ihrer Ältern ist nichts bekannt. Daß ihr Vater Charly, genannt Labé, heißt, ist alles was man von ihm weiß; das Übrige beruht auf Vermuthungen die meistens von der Art, wie er sie erzog, und zuerst in der Welt producierte, hergenommen, aber um so ungewisser sind, da es eben so wohl möglich ist, daß er an diesem Allem wenig oder gar keinen Theil gehabt haben mag. Indessen muß ihre Erziehung so außerordentlich gewesen seyn als ihre Fähigkeiten und Neigungen; denn schon in ihrem funfzehnten Jahre fanden sich alle Gaben der Minerva in ihr vereinigt. Sie sang, sie spielte die Laute, sie verstand Griechisch und Latein, Italiänisch und Spanisch; sie stickte wie Arachne, konnte fechten und ein Turnierpferd herumtummeln wie Virgils Camilla und liebte, wie diese, die Jagd und alle männlichen und kriegerischen Übungen — kurz Luise Labé war, in einem Alter wo unsre meisten Mädchen kaum aufgehört haben mit Puppen zu spielen, ein Wunder ihres Geschlechts. Die Gewährsleute für dieß alles sind theils die Verfasser der Lobgedichte, die man ihren Werken beygefügt findet, theils sie selbst in ihrer Elegie an die Damen von Lyon, worin sie sich herabläßt, dieselben um billige Nachsicht gegen die Leidenschaft, die in ihren Gedichten athmet, zu bitten.

Quant Vous lirez, o Dames Lionoises,
Ces mieus ecrits plens d' amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,

Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune ereur de ma folle jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieux
Se peut vanter de n'estre vicieux?

Hier recensiert sie verschiedne Arten von Lastern womit der größte Theil der Sterblichen behaftet sey, und fährt dann in ihrer naiven Manier fort:

Je ne suis point sous ces planettes nèe
Qui m'eussent pû tant faire infortunée.
Onques ne fut mon oeil marry de voir
Chez mon Voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis;
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplû que mesdire de lui.

Kurz, das Bild das sie von der Unschuld und gutherzigen Beschaffenheit ihres Karakters macht, verdient um so mehr für wahr gehalten zu werden, da dieß der gewöhnliche Karakter der Seelen ist, über welche die Liebe die meiste Gewalt hat. Denn diese (wie sie offenherzig gesteht,) war die einzige Quelle aller ihrer Schwachheiten, und zwar in einem Alter, wo sie unerfahren genug war, sich im Schutz der Minerva und des Kriegsgottes, denen sie sich einzig gewidmet, vor Amors Nachstellungen sicher zu halten.

Mais si en moy rien y ha imparfait,
Qu'on blame Amour; c'est lui seul qui l'a
fait.
Sur mon verd age en ses laqs il me prit,
Lorsqu' exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit envieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre
J'eusse entrepris la renommée esteindre
De celle-la, qui plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'eust vû lors en Armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante ou la haute Mar-
fise,
Seur de Roger, il m'eust possible prise.
Mais quoy? Amour ne peut longuement
voir
Mon Coeur n'aymant que Mars et le Sa-
voir etc.

Der Orlando des göttlichen Ariosts (wie er in Italien heißt) war um diese Zeit in Frankreich beynahe eben das, was er von seiner ersten Bekanntmachung an bey seiner eignen Nazion war — das Buch, das jedermann las und wieder las — soviel auch die Kritiker daran auszusetzen hatten, und so sehr die weisen Herren, die sichs für Schande hielten, an Mährchen Freude zu haben, sich über den Geschmack des armen menschlichen Geschlechts ärgerten. Vermuthlich

war es das Lesen dieses so reitzvollen poetischen Ritterbuchs, was in der jungen Luise Labé den allzu kühnen Gedanken entzündete, den Heldinnen Ariosts nachzueifern. Genug, sie waffnete sich mit Helm und Lanze, zog im Jahr 1542 zu dem Kriegsheer des Dauphin, nachmahls König Heinrich II., wohnte der Belagerung von Perpignan bey, und machte unter dem Nahmen des Kapitain Loys so viel Aufsehens, als man sich vorstellen kann. Die Franzosen hatten damahls noch viel von den Begriffen, Sitten und Gebräuchen ihrer ehmahligen Ritterzeiten; Franz I. und der Dauphin Heinrich waren beyde stark im Geschmack der irrenden Ritterschaft, und die ersten Bücher des Amadis de Gaule, die, um diese Zeit aus dem Castillianischen ins Französische übersetzt die Lieblingslektüre des Hofes und der Nazion wurden, schienen dem Geist der Chevalerie ein neues Leben zu geben. Ohne Zweifel kam alles dieß der jungen Luise bey einem Abenteuer zu Statten, welches uns lächerlich und tollhäusisch vorkommt, aber damahls eine ganz andere Wirkung that, und die junge Heldinn, anstatt ihr zum mindesten Nachtheil zu gereichen, in den Augen der galanten und courtoisen Ritter im Lager des Dauphins wenigstens eben so bewundernswürdig machte, als es in unserm Jahrhundert in Italien eine gelehrte Dame, die den Katheder als Professorinn besteigt, in den Augen der Signori Illustrissimi ist, die einen Kreis von Zuhörern und Bewunderern um sie her schließen.

Vermuthlich war es in dem Lager vor Perpignan, wo Amor die ungewahrsame junge Abenteurerinn lehrte, daß ihr Herz aus einer zu weichen Masse ge-

bildet sey, als daß sie in den Fußstapfen der Marfi-sen und Bradamanten viele Lorbern zu sammeln hoffen dürfte. Genug, der Feldzug lief nicht so glücklich ab als man gehofft hatte, und Kapitain Loys kehrte, wieder in Luise Labé verwandelt, im langen Rocke nach Lyon zurück, um, statt Schwert und Lanze, wieder die Nadel der Arachne und die Laute der Saffo zu ergreifen, und die unheilbare Liebeswunde zu beklagen, die ihr Amor im Lager von Perpignan beygebracht hatte.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1555, in welchem sie ihre Schriften mit einer Art von apologetischer Zueignungsschrift an Mademoiselle Clemence de Bourges, Lionoise, herausgab, ist nichts zuverlässiges von ihr bekannt; aber sowohl aus der Unterschrift Loyse Labé, als aus dem ganzen Ton dieser Zueignung, und dem Umstande, daß die poetischen Stücke dieser Sammlung größten Theils aus verliebten Klagen oder Trastulli bestehen, ist zu vermuthen, daß ihre Verheirathung mit dem reichen Seiler Ennemond Perrin erst nach diesem Zeitpunkt erfolgt sey. Dieser Mann hatte sich in seiner Profession emporgeschwungen, daß er sie zuletzt im Großen treiben und einen Kaufmann vorstellen konnte, der ein sehr ansehnliches Gewerbe mit Schifftauen und allen Arten von Seilerwaaren führte. Er besaß ein großes Haus mit einem weitläufigen, nach damahliger Art prächtigen Garten, und einer Menge Gebäude zum Behuf seiner Manufaktur und Handlung, so daß er eine ganze Straße damit einnahm, welche noch bis diesen Tag den Nahmen de la belle Cordeliere behalten hat. Ennemond Perrin mag, wie er sich unsre Lyon-

nesische Saffo beylegte, schon ein bejahrter Mann gewesen seyn, und den Trost, eine so liebenswürdige Gemahlinn zu besitzen, nicht viele Jahre genossen haben. Denn, da er ohne Kinder verstarb, hinterließ er ihr, unter Substituzion seiner Neffen, den Besitz seines ganzen Vermögens; sie selbst aber starb im März 1566 im vierzigsten Jahr ihres Alters, und genoß also ihres Glückes als Ehefrau und Wittwe aufs längste nur neun bis zehn Jahre.

Die Epoche ihres Lebens, die ihr den Nahmen der schönen Seilerinn verschaffte, war auch diejenige, in welcher das Haus ihres Mannes durch sie zu einer Akademie der Musen und Grazien wurde, wo Gelehrte, Künstler und Fremde, von dem Ruhm der Talente und Reitzungen der schönen Seilerinn angezogen, haufenweise zusammenflossen, um von den Annehmlichkeiten ihres Umgangs und der guten Gesellschaft, die man immer in ihrem Hause antraf, vermuthlich auch von der Tafel und den guten Weinen des alten Ennemonds, zu profitieren, der sichs zur Ehre schätzte, der Gemahl einer Frau zu seyn, die so viele vornehme und gelehrte Herren zu Verehrern hatte, und ihm in seinen alten Tagen so viele werthe Freunde verschaffte. Kurz, dieß war der Zeitpunkt, wo Loyse zu Lyon eine Art von Aspasia vorstellte, aber — wie niemanden, dem der Lauf der Welt nicht ganz unbekannt ist, befremdlich vorkommen wird — auch das Mißvergnügen hatte, von ihren Mißgünstigen und von dem großen Haufen, der den Grazien nie geopfert hat, und von dem

„was edle Seelen Liebe nennen"

sich keinen Begriff machen kann, wie Aspasia verleum-

dert und in ein ganz falsches Licht gestellt zu werden. Daß sowohl ihre eignen Poesien, als die indiscreten und hyperbolischen Lobgedichte ihrer Verehrer einigen Vorwand hiezu geben konnten, ist nicht wohl zu läugnen; aber daß in diesen oder jenen etwas sey, das die schändliche Qualifizierung Courtisane Lionoise, womit Bayle unsre Lyonische Saffo auf das bloße Zeugniß des Du Verdier *) belegt, hinlänglich begründen könnte, glauben wir aus guten Ursachen läugnen zu können; und Bayle, der weder die Schriften der schönen Seilerinn selbst gelesen, noch (wie es scheint) andre gleichzeitige Geschichtschreiber **) die ihrer mit Lob erwähnen, zu Rathe gezogen, kann von dem Vorwurf, seiner sonst gewöhnlichen kritischen Billigkeit in dem Artikel dieser Dame gänzlich vergessen zu haben, schwerlich freygesprochen werden.

Es ist wahr, die Gedichte der Loyse Labé athmen fast alle eine Leidenschaft, die sie nicht bloß poetischer Übung halben erdichtet haben mag, und ihre Entschuldigung an die Damen zu Lyon redet hierüber deutlich genug; aber gewiß, wenn Margerite von

*) In seiner Bibliotheque Françoise, die zu Lyon im Jahr 1585 in Folio herausgekommen, pag. 822. Seine Ausdrücke von unserer Dichterinn, welche Bayle ganz abgeschrieben hat, sind nicht anständig genug, um hier wiederhohlt zu werden.

**) Z. B. Guillaume Paradin in seiner Histoire de Lyon 1573 Fol. L. III. chap. 29. François Grudé, Sieur de la Croix du Maine, Bibliotheque Françoise 1584. fol. p. 281.

Navarra, ungeachtet ihrer sehr freyen Novellen, eine Frau von unbezweifelter Tugend seyn konnte, so sehen wir nicht, mit welcher Billigkeit man die naive Loyse Labé, wegen einer unfreywilligen und wahren Leidenschaft für einen Einzigen Ungetreuen oder Unempfindlichen, zur Courtisane machen könnte. Auch ist der ganze Ton ihrer Zueignungsschrift an Clementine von Bourges (eine junge Dame von Lyon von gutem Hause und unbescholtner Tugend, und ebenfalls wegen ihrer Schönheit, Talente und Liebe zu den schönen Wissenschaften berühmt) ein offenbarer Beweis, daß sie sich bey Publikazion ihrer Gedichte nichts Böses bewußt war, und, außer dem Tadel der Kunstrichter, keine andre Gefahr dabey zu laufen glaubte. Was die ihren Werken beygedruckten Lobgedichte betrifft, so können wir zwar nicht in Abrede seyn, daß man heutigs Tags von einem Frauenzimmer nicht sehr vortheilhaft denken würde, die sich z. E. so loben ließe:

Celui qui fleure en la baisant
Son vent si dous et si plaisant,
Fleure l'odeur de la Sabée;

— — — — — — —

Celui qui contemple son sein
Large, poli, profond et plein,
De l'Amour contemple la gloire;
Qui voit son tetton rondelet
Voit deux petits gazons de lait
Ou bien deux boules d'ivoire.

— — — — — — —

Quant à ce que l'acoutrement

Cache, se semble, expressement
Pour mirer sur ce beau Chef d' euvre
Nul que l'Ami ne le voit point,
Mais le grasselet embonpoint
Du visage le nous descoeuvre (decouvre.)
u. s. w.

Allein dagegen muß man auch bedenken, daß dieser Dichter erstlich, wie er selbst gesteht, von Amors Pfeil angeschossen und also nicht recht bey Verstande war, zweytens, daß er in seiner Analyse der Schönheiten seiner Dame mit Ariosts Olympia wetteifern, oder sie vielmehr ziemlich wörtlich kopieren wollte, und drittens, daß das Decorum der damahligen Zeiten nicht das Decorum der unsrigen war, wie man sich nur allein aus Ronsards und Marots Gedichten, und aus Brantome's Prose, mehr als hinlänglich überzeugen kann. Nimmt man zu allem diesem noch, daß Ennemond Perrin, der (mit aller Simplicität und Bonhommie, die wir bey ihm auch immer voraus setzen mögen) doch ein angesehener und reicher Bürger von Lyon war, unsre Dichterinn erst nach der Bekanntmachung ihrer Werke heirathete, und daß er sie bey seinem Absterben zur Erbinn seines ganzen Vermögens einsetzte, so dünkt uns, jenes beweise daß ihr Karakter damahls noch unbescholten, und dieses, daß er mit ihrer Aufführung vollkommen zufrieden gewesen sey.

Die sämmtlichen angeführten Gründe sind vielleicht nicht stark genug, die schöne Seilerinn von allem Verdachte zu befreyen. Liebenswürdig, zärtlich, passioniert, durch ihre Denkart über die gewöhnlichen

Formen ihres Geschlechts weggesetzt, und von Anbetern in Prose und Versen umgeben, welche vielleicht nicht alle geneigt waren, wie Petrarka nur zu lieben, um Sonnette auf den Abgott ihres Herzens machen zu können, — bleibt es immer sehr möglich, daß sie das, was man damahls le don de l'amoureuse mercy nannte, irgend einem — vielleicht auch, mit Verlauf der Zeit, mehr als Einem Begünstigtern octroyiert haben könnte. Aber de occultis non judicat ecclesia; und wenn ihr ja von dieser Seite etwas Menschliches begegnet seyn sollte, so ist sehr glaublich, daß sie wenigstens den Gesetzen des Wohlstandes getreu geblieben, und daß Du Verdier, zu der allzu leichtsinnigen Art, wie er von ihren Sitten spricht, bloß durch einseitige Berichte von ihren Feinden und Mißgünstigen verleitet worden. Doch genug hiervon. Wer noch mehr zu ihrer Vertheidigung zu lesen Lust hat, den verweisen wir auf ihre Lebensbeschreibung vor der neuen Ausgabe ihrer Schriften, welche letztern uns überhaupt am geschicktesten scheinen, der Nachwelt von dem Karakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes eine günstige Meinung zu geben. Alles was von ihr gedruckt ist, sind drey Elegien, vier und zwanzig Sonnette, und eine prosaische Komposizion, Debat de Folie et d'Amour betitelt, die aus fünf Dialogen besteht und eine bekannte Fabel zur Grundlage hat. Dieses Werkchen ist nach damahliger Art mit Witz und Geist geschrieben, verdient aber den Nahmen eines Drama's nicht mehr als Platons Symposium, wiewohl es dem Herausgeber des Parnasse des Dames zu sagen beliebt, es sey die einzige Komödie aus dem sech-

zehnten Jahrhundert dans le genre charmant de l'auteur de l'Oracle et des Graces. Da die Ausgaben von 1555 und 1556 sich so selten gemacht, daß in Lyon selbst nur noch zwey Exemplare davon aufzutreiben waren, so hat eine Gesellschaft von Gens de Lettres daselbst eine neue veranstaltet, die im Jahr 1772 bey den Gebrüdern Duplain herausgekommen ist, und mit den Nachrichten von ihrem Leben und den Escrits de divers Poetes á la louange de Loyse Labé (worunter auch eine sehr artige Griechische Ode ist) 236 Oktavseiten einnimmt.

14.

Pernette du Guillet, genannt La Cousine.

Wir haben so eben zwey Lyonerinnen des sechzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, die sich durch ihre Geschicklichkeit in den Musenkünsten hervorgethan: hier ist noch die dritte, und sogar eine Zeitgenossinn der beyden Vorigen. Wenn sie vielleicht, als Dichterinn, der Loyse Labé den Vorzug lassen mußte, so wich ihr diese hingegen im Talent für die Musik; denn Pernette sang ungemein schön, und spielte die Laute und andre damahls übliche Instrumente, womit man den Gesang zu begleiten pflegte, in großer Vollkommenheit. Auch war sie darin

glück-

glücklicher, als Loyse daß sie ihren guten Nahmen unbefleckt erhielt. Sie liebte nur einmahl, und vermählte sich mit ihrem Liebhaber, *) (den sie als einen Filosofen und Vertrauten der Musen beschrieb) eh die Verleumdung Zeit gewann ihnen etwas anzuhaben. Sie verstand, sagt man, Latein, Italiänisch und Spanisch, und fing eben an, sich auch aufs Griechische zu legen, als sie in der Blüthe ihres Lebens starb. Ihr Mann, dem alles, was ihm von ihr übrig geblieben, kostbar war, sammelte ihre Gedichte nach ihrem Tode, und du Moulin druckte sie zu Lyon im Jahr 1545 unter dem Titel Rimes de gentille et vertueuse Dame, Pernette du Guillet. In der Folge wurden noch zwey Ausgaben davon gemacht, welches wenigstens beweist, daß sie damahls mit Beyfall gelesen wurden. Der Parnasse des Dames liefert ein paar Stücke von ihr, **) wovon das zweyte, Fantaise à l'occasion de son Amant, qui peu après devint son Mari eine Tändeley ist, der um sehr artig zu seyn, nur die feinere Wendung, die elegantere Dikzion und die schönere Versifikazion d. i. nur das fehlt, was in unsrer Zeit auch der mittelmäßigste Französische Versemacher hat, und was in der ihrigen den Besten mehr oder weniger mangelte.

*) Er hieß vermuthlich Cousin, und daher erhielt sie, nach damahliger Sitte, den Beynahmen die Cousine.

**) In den Annales Poëtiques stehen noch zwey andre ihrer Stücke, le Triomphe des Muses sur l'Amour und les Obseques de l'Amour.

Die Naivetät, womit Pernette in diesem Gedichte den Einfällen einer von der ersten Liebe ins Spiel gesetzten Fantasie, Formen und Worte leiht, beweiset zugleich ihre Unschuld, und wie sehr es Zeit war, daß der Gott der Ehen sich in die Sachen mischte. „Wie oft (sagt sie) hab ich mir ganz heimlich gewünscht, mich an einem schönen Sommertag ganz nahe bey einer klaren Quelle zu finden, wo mein Verlangen mit Jemand lustwandelt, der seiner schönen Seele, die mir so viel Vertrauen einflößt, die Filosofie zur Führerinn gegeben hat. Auch allein würd' ich nichts in seiner Gesellschaft fürchten, denn auch allein wär' ich in der Gesellschaft und im Schutz seiner Ehrbarkeit und Tugend." — Wenn sie nun (fährt sie fort) recht lange mit ihm den Lauf des kleinen Baches zugesehen hätte, so würde sie ihren Freund seinen filosofischen Betrachtungen überlassen, sich unvermerkt von ihm hinwegschleichen, und sich ganz nackend ins Wasser werfen; aber doch möchte sie dann auch ihre kleine Laute, scharf gestimmt, bey sich haben und wenn sie erst ein wenig präludiert und sich der Reinheit ihres Tons versichert hätte, auf einmahl einen Gesang anstimmen, um zu sehen wie er sich dazu geberden würde. „Wenn er dann gerade auf mich zu käme, so wollt' ich ihn ganz getrost herankommen lassen; aber wenn er mich nur mit einem Finger anrühren wollte, flugs würd' ich ihm, aufs wenigste, eine ganze Hand voll Wasser aus der klaren Quelle gerade ins Gesicht und in die Augen spritzen; und dann wollt' ich daß dieß Wasser die Kraft hätte ihn in einen Aktäon zu verwandeln — aber nicht um ihn als Hirsch von seinen Hunden zerreissen und fressen zu lassen, sondern

nur, daß er mir, wie ein Leibeigner, überall nachfolgen und dienen müßte, so lange bis Diane neidisch über mich würde, daß ich ihr ihre Macht geraubt hätte. Wie glücklich und groß würd' ich mich dann schätzen! Gewiß ich würde eine Göttinn zu seyn glauben! — Aber (unterbricht sie sich selbst plötzlich) wär' ich denn auch wohl fähig, um meine kleine Eitelkeit zu befriedigen, ihm ein so großes Leid anzuthun?"

Laissons l' aller les neuf Muses servir,
Sans le vouloir dessous moy asservir,
Sous moy, qui suis sans grace et sans merite.
Laissons l' aller, qu' Apollon je n' irrite;
C' est lui, qui seul par ses ecrits s' attend
Faire bientôt dire la Renommée,
Entre les bras de sa tres-bien aimée
Combien il est amoureux et content.

Aber gerade das, was wir an den Produkten der schönen Geister unter Franz dem Ersten vermissen, vermißte damahls niemand; und also gefielen sie ihren Zeitgenossen, so wie, um eben diese Zeit, die Poeterey unsers Hans Sachsen und andrer Meistersänger unsern Vorfahren gefiel; ja, wie noch erst vor vierzig Jahren sogar die platten Reimereyen eines Neukirch und Stoppe in Deutschland von Gelehrten und Ungelehrten mit fast allgemeinem Beyfall belohnt wurden. Denn auch das

Schlechte gefällt so lange, bis unter einer jüngern Generazion was bessers erscheint; und selbst nachdem der Geschmack eines Volkes durch Werke, die bey der Nachwelt das goldne Alter seiner Sprache und Litteratur bezeichnen, geläutert und fixiert scheinen sollte: macht der Unbestand, der dem Menschen noch natürlicher ist als die Liebe zur Vollkommenheit, endlich gleichgültig gegen das Schöne, dem der Reitz der Neuheit fehlt. Unvermerkt stimmt sich der Geschmack bey Vielen, ja zuletzt bey den Meisten, wieder zu dem was über oder unter der feinen Linie ist, in welcher das wahre Schöne fließt,

quamque ultra citraque nequit consistere rectum,

und eine Menge gefallen gerade um deßwillen, weßwegen man sie zehn Jahre vorher mit Ekel weggeworfen hätte. So ist nun einmahl das Geschlecht des Prometheus gemacht, und wahrlich, eher wird der so lange gesuchte Stein der Weisen gefunden werden, als das Geheimniß, den Geschmack eines Volkes in irgend einem Fache auf das wahre Schöne und Gute zu fixieren.

15.

Auszüge aus einem merkwürdigen Buche des funfzehnten Jahrhunderts, Thresor de l'ame betitelt.

Es giebt Dinge, die an sich selbst unendlich tief unter aller Aufmerksamkeit vernünftiger Menschen sind, aber durch Zeit und Umstände Wirkungen gethan haben, wodurch sie derselben sehr würdig werden. Ein Buch voll platter kindischer Mährchen ist freylich keine Unterhaltung für Geist und Herz. Wenn aber einst eine Zeit war, da diese Mährchen von dem größten Theil der Christenheit andächtiglich geglaubt, und durch Associazion mit ehrwürdigen Gegenständen und Eindrücken zu einer Grundlage gemacht wurden, worauf gewisse Leute eine Brustwehr für Mißbräuche aufführten, die nur ihnen nützlich, dem Staat hingegen und der Menschheit überhaupt unendlich nachtheilig waren; wenn diese Ammenmährchen nicht wenig beytrugen, die sittlichen Begriffe des Volkes zu verfälschen, seinen Menschenverstand abzustumpfen, und dasselbe an eine Vorstellungsart zu gewöhnen, die dem Licht der Vernunft in Dingen von der größten Wichtigkeit den Zugang auf viele Jahrhunderte versperrte, — Dann ist es immer der Mühe werth, daß vernünftige Leute Notiz davon nehmen.

Unter den vielen Mährchenbüchern dieser Art, womit die Christenheit im dreyzehnten, vierzehnten

und funfzehnten Jahrhundert überschwemmt wurde, ist der so genannte Thresor de l'ame, oder Seelenschatz, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, eines der merkwürdigsten. Es besteht aus einer Menge erbaulich seyn sollender Histörchen, die der Verfasser aus verschiednen, in lateinischer Sprache geschriebnen, ältern Legenden und Mirakelbüchern zusammen getragen, und unter gewisse Rubriken gebracht hat; mit der treuherzigen Versicherung, unter allen seinen Historien sey nicht eine einzige, die nicht entweder aus der heiligen Schrift oder aus andern ehr- und glaubwürdigen Autoren gezogen wäre. Wir wollen ihm, zur Probe, einige von den auffallendsten ausheben und soviel möglich seine Manier beyzubehalten suchen; wenn es anders bloß Manier war; denn der gute Mann erzählt die unglaublichsten und albernsten Wunderdinge mit einem so naiven Ton von Wahrhaftigkeit und Überzeugung, daß er entweder ein sehr guter Poet, oder, wenn er alles selbst glaubte, eine gar einfältige Seele gewesen seyn muß.

Folgende Geschichte hat nach der Muthmaßung des Herausgebers der Melanges tirés d'une grande Bibliotheque (dem wir die Bekanntschaft mit diesem Buche schuldig sind) zur Erfindung des sogenannten Rosenkranzes *) Gelegenheit gegeben, von

*) Der Rosenkranz ist eine Art von Andachtsübung, wobey in einer gewissen Ordnung das Ave Maria oder der Englische Gruß, das Vater unser und der Glaube, oder das Apostolische Symbolum, hergesprochen,

welchem sonst in diesem Buche keine Spur zu finden ist. Ein andächtiger junger Mönch hatte sichs aus besonderer Devozion gegen die heilige Jungfrau zum Gesetz gemacht, ihr Bild, den ganzen Sommer durch, alle Morgen mit frischen Blumen zu bekränzen. Wie nun der Winter kam, und der junge Mönch in große Traurigkeit darüber verfiel, daß er keine Blumen mehr finden konnte, sagte ihm der Novizenmeister: er würde der heiligen Jungfrau eben so angenehm seyn, wenn

und sehr oft, theils hinter einander, theils wechselsweise, wiederhohlt werden. Das älteste Modell zu dieser Art zu beten, konnte der Erfinder desselben, wer er auch seyn mag, in den Akklamazionen des Römischen Senats bey Bestätigung der spätern Kaiser gefunden haben, wo gewisse Lob- und Gebetsformeln so und so oft wiederhohlt wurden; z. B. Auguste Claudi, die Götter erhalten dich (wurde sechzig Mahl wiederhohlt), Claudi Auguste, immer haben wir dich oder einen wie du zum Fürsten gewünscht (wurde vierzig Mahl wiederhohlt), Claudi Auguste, dich bedurfte das gemeine Wesen (vierzig Mahl wiederhohlt), Claudi Auguste, du bist ein guter Bruder, Vater, Freund, du bist ein guter Senator, du bist ein echter Fürst (wurde achtzig Mahl wiederhohlt), Claudi Auguste, befreye uns vom Aureolus (wurde fünf Mahl wiederhohlt), Claudi Auguste, rette uns von den Palmyrenern (auch fünf Mahl), Claudi Auguste, erlöse uns von der Zenobia und Victoria, (wurde sieben Mahl wiederhohlt), Claudi Auguste, Tetricus ist nichts gewesen (auch sieben Mahl) Trebell. Pollio in Vita Divi Claudii conf. Flav. Vopisc. in Tacito c. 5. u. s. w.

er sie alle Tage anstatt mit funfzig Rosen mit funfzig Ave Maria beschenken würde. Der junge Mönch gehorchte seinem Obern, und nach einiger Zeit zeigte sichs, daß er wohl daran gethan hatte. Denn da er einstmahls in einem Walde, durch welchen er in Geschäften seines Klosters gehen mußte, von Räubern angehalten wurde, ließen diese auf einmahl von ihm ab, weil sie die Jungfrau Maria erblickten, die auf seinen Schultern saß, und einen Kranz von Rosen flocht, den sie ihm auf den Kopf setzte. Die Diebe wurden von diesem Mirakel so gerührt, daß sie sich auf der Stelle bekehrten; und wie der junge Mönch in sein Kloster zurückkam, zeigte sichs, daß er wirklich einen Rosenkranz auf dem Kopfe hatte.

Der Autor des Seelenschatzes führt noch mehr dergleichen Beyspiele an, wie nützlich die Andacht zu der heiligen Jungfrau, besonders für schwere Sünder, ist. Es war einmahl ein Klerikus, sagt er, der leider! ein so ruchloses Leben führte, daß weder Frau noch Jungfrau, die ihm in den Weg kam, vor seinen Anfällen sicher war. Bey allem dem hatte er noch soviel Gnade, daß er sehr andächtig gegen die Mutter Gottes war; er unterließ nie, sich vorher um den Taufnahmen derjenigen, die er verführen oder nöthen wollte, zu erkundigen, und wenn sie Marie hieß, ließ er sie ungekränkt ihres Weges gehen. Unsre liebe Frau nahm ihm diesen Beweis von seiner Ehrerbietung so wohl auf, daß sie durch ihre Fürbitte seine Bekehrung und Seligkeit bewirkte.

Eine Nonne, Nahmens Beatrix, war Küsterinn in einem gewissen Stift von Klosterfrauen, und trug immer ganz besondere Sorge, die Marien-

bilder im Kloster und in der Kirche reinlich zu halten und herauszuputzen. Einstmahls setzte der leidige Satan dieser armen Nonne so heftig zu, daß sie über die Klostermauer stieg, um auch ein Mahl zu versuchen, wie sichs in der Welt lebte. Wirklich trieb sie es darin sieben Jahre auf eine Art, die nicht die erbaulichste war, aber keine Seele im Kloster merkte was davon; denn unsre liebe Frau hatte die Gütigkeit, und vertrat ihre Stelle diese ganze Zeit über, dergestalt, daß, wie sie nach sieben Jahren, voller Reue über ihr geführtes Sündenleben, ins Kloster zurück kam, sichs sogleich zeigte, daß man ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Daß die heilige Jungfrau, nach der Vorstellungsart unsers guten Mönchs, auch darüber nicht gleichgültig ist, ob ihrer Schönheit Gerechtigkeit erwiesen wird oder nicht, ist aus folgender Geschichte zu ersehen. Ein geschickter Mahler hatte übernommen, ein Bild der Maria, wie sie den Satan mit Füßen tritt, zu mahlen. Der Künstler glaubte aus guter frommer Meinung, die Mutter Gottes nicht zu schön, und den alten Drachen nicht abscheulich genug machen zu können; und es glückte ihm in beyden über alle Maßen. Beelzebub fand sich selbst so wenig geschmeichelt, daß er aus Ingrimm über seine Häßlichkeit auf den Mahler losstürzte und ihm den Hals umdrehen wollte: Aber unsre liebe Frau, die mit ihrem Bilde sehr wohl zufrieden war, nahm den Mahler in ihren Schutz, und der Teufel mußte mit einer langen Nase abziehen.

Der Kirchenbann, oder die Excommunikazion, ist in den Augen dieses Verfassers eine ganz entsetzli-

che Sache; zum Beweis führt er zwey erschreckliche Begebenheiten an, welche zweyen Excommunicierten zugestoßen seyn sollen. Der eine von ihnen hatte eine große Menge Vogelnester unter seinem Dache, die sich da immer wohl befunden und ansehnlich vermehrt hatten: aber kaum war der Herr des Hauses im Bann, so flogen alle Vögel auf einmahl davon, weil sie mit einem Menschen, auf dem der Fluch des Ernulfus lag, nicht unter Einem Dache leben wollten. Ein andrer hatte ein Schwein, welches gewohnt war, Brot aus seiner Hand zu fressen: aber sobald der unglückliche Mann excommuniciert war, hätte sich das Schwein eher lebendig brühen lassen, eh' es ihm wieder aus der Hand gefressen hätte.

Mir däucht, der wackere Mönch, von welchem sich dieses Werk, allem Ansehen nach, herschreibt, hatte bey Anführung dieser beyden Exempel eine ernsthaftere Absicht als — moderne Leser lachen zu machen. Die schrecklichste Folge des Bannfluchs bestand darin, daß der Unglückliche, der damit belegt war, von allen Menschen, selbst von seinen eignen Kindern und nächsten Blutsfreunden, verlassen werden mußte. Wer ihn nur unter sein Dach aufnahm, ihm nur einen Bissen Brot, einen Trunk Wassers reichte, war selbst ein Kind des Verderbens, und in Gefahr, wie die Rotte Koran, Datan und Abiram, von der Erde verschlungen zu werden. Da die politischen Wunder, die man durch dieses Mittel that, unsäglich groß waren, und gleichwohl lediglich von der Meinung, die das Volk davon hatte, abhingen: so war der Klerisey viel daran gelegen, dem Volk den

äußersten Abscheu vor aller Gemeinschaft mit einem Excommunicierten einzudrücken; und wie konnte dieß besser geschehen, als wenn man ihnen Exempel erzählte, daß die Wirkung des Bannfluchs sich sogar auf die unvernünftigen Thiere die bey einem excommunicierten Menschen leben, erstrecke, so daß sie es entweder gar nicht mehr unter seinem Dache aushalten können, oder wenigstens durch den Instinkt selbst von aller unmittelbaren Gemeinschaft mit ihm zurückgehalten werden.

Noch ein andrer Punkt, der unserm wohlmeinenden Autor sehr am Herzen liegt, sind die Zehenten der Klerisey. „Wer seine Zehenten richtig giebt, sagt der theure Mann, dem gedeiht sein zeitlich Gut. Cäsar berichtet uns *) daß einst ein Ritter was,

*) Hier ist zu einer Probe des Styls, diese Stelle, wie sie im Original lautet. Qui bien paye ses dixmes, les biens temporels en multiplient. Cesar nous racompte que il fut ung Chevallier qui estoit moult curieulx de bien payer ses dismes et grant devotion y avoit. Si avoit entre les aultres une tres bonne vigne qui portoit largement chacun an, tant que le Prestre en avoit une charetée de vin à ta part pour la disme. Advint une année que la vigne faillit que il n'y eust partout que une charetée. Quant le Chevallier vist, que il n'y avoit fors ce qu'il avoit acoustumé de payer pour la disme, si dist: Se Dieu m'a tollu (oté) ce que il me souloit envoyer, pourtant si ne touldrai-je mie sa disme telle come je la souloie payer. Quant se vint un pou aprés, le Prestre alla en la vigne et la vit toute pleine de raisins. Si s'en vint au Chevallier, et co-

der sichs gar fast zu Herzen nehmen thät seine Zehenten fleißig abzutragen, und hätt' große Andacht zu solchem Werk. Nun hätt er unter anderm auch einen sehr guten Weinbergk, der trug gar reichlich jedes Jahrs, also daß dem Priester allemahl ein ganz Fuder Weins zu seinem Theil am Zehenten ward. Es begab sich aber einstmahls daß der Wein mißrith, und der ganz Weinbergk nit mehr trug als ein einzig Fuder. Da nun der Ritter gesah daß er nit mehr Wein bekommen hätt als er jeweilen an Zehenten zu geben pflag, sprach er zu sich selbst: Obschon mir unser Herre Gott genommen hat was er mir sonst zu schicken pflag, will ich doch Ihm nichts nehmen von seinem Zehnten, sondern ihn bezahlen wie ich immer gethan hab. Einige Zeit darnach ging der Priester in den Weinbergk und sah daß er voller Trauben was. Begab sich demnach zum Ritter und begann ihn zu schelten, daß er seinen Wein noch nicht gelesen hätt; und der Ritter antwortete, er sey schon gelesen, und hab ihm sein Zehenten bezahlt. La! verjähte der Priester,

mença à blasmer de ce que il n'avoit vendangé sa vigne; et le Chevallier dist que elle avoit été vendangée et que il lui avoit paiée sa disme. La! dist le Prestre, que il ne sembloit pas que on y eust touché: et allerent en la vigne et la trouverent tant chargée, que oncques tant n'y en avoit eu pour une anée. Or povés voir que Dieu est courtois, et saichez que celux qui font Barat et paient mal leur dismes, communement leurs biens faillent et ne peulvent venir à plenté de biens et ils se dampnent qui pis vault.

er sieht nicht so aus als ob eine Traube weggekommen wär. Da gingen sie zur Stund in den Weingarten, und fanden ihn so voll als er noch nie in einem Jahr getragen hätte. Daraus möcht ihr sehen, daß unser Herre Gott honnet ist, und sich nichts umsonst thun läßt, und sollet wissen, wenn Leute Bscheris machen und ihre Zehenten schlecht bezahlen, daß solche Leute gemeiniglich von Vermögen fallen, und kommen auf kein grün Zweig, und was am schlimmsten ist, fahren zur Hölle noch oben drein."

Der Herausgeber der besagten Melanges schließt seinen Auszug aus diesem Seelenschatz mit der Anmerkung: daß man sehr unrecht daran thun würde, wenn man dergleichen Züge von Unwissenheit und Einfalt der heutigen Klerisey oder gar der katholischen Kirche zur Last legen wollte; und wir sind allerdings seiner Meinung, wenn seine Meinung ist, daß heutigs Tags wie damahls und damahls wie heutigs Tags verständige Männer sehr wohl gewußt haben, daß ein Mährchen weder mehr oder weniger als ein Mährchen ist.

Indessen sey uns (wiewohl wir die Betrachtungen uud Nutzanwendungen, wozu diese Dinge Gelegenheit geben, gern denen überlassen, denen am meisten daran gelegen ist) nur diese einzige kleine Betrachtung erlaubt. Gut und Böse (wenigstens das Mehr oder Weniger von beyden) steht immer mit Zeiten und Umständen in Verhältniß. Gewisse Vorstellungsarten können unter einer rohen, unwissenden, äußerst sinnlichen Art von Menschen wohlthätig seyn, die unter einem aufgeklärten Volke ungebührlich, schädlich, und gar nicht zu dulden sind. Wer ein un-

verdorbenes Gefühl und reine Begriffe vom Wahren und Guten hat, dem muß freylich der ruchlose Klerikus, der aus besonderer Andacht zu Maria nur der Weiber und Mädchen schont, die ihren Nahmen führen, sehr anstößig seyn. Aber in einer Zeit, wo die Religion (so aberglaubisch sie immer seyn mochte) beynahe das einzige war, was zügellose Menschen respektierten, war es wenigstens für alle Marien in Frankreich sehr glücklich, daß der gewaltthätige Klerk doch noch so viel Respekt vor ihrem Nahmen hatte.

Indessen wollen wir damit nicht sagen, daß die Beförderer des Aberglaubens Ursache haben, sich auf diesen Nutzen desselben viel zu gut zu thun. Es ist damit ungefähr wie mit der Quaksalberey. Die hilft zuweilen auch, wenigstens für den Augenblick: aber welche verständige Obrigkeit wollte deßwegen unwissende Marktschreyer und Empiriker gegen die wahren Ärzte in ihren Schutz nehmen, oder diesen letzten gar das Handwerk niederlegen, damit jene freye Hand und offnes Feld behielten, die Dummheit des Volks, das zu Salbadern, alten Weibern und Scharfrichtern immer mehr Zutrauen als zu wahren Ärzten hat, in Contribution zu setzen, und, mit ihren Pillen, Pulvern, Salben und Wundertinkturen auf gut Glück zu heilen oder zu vergiften, wer ihnen in die Hände fiele? In unsern Zeiten ist es mit der Aufklärung schon so weit gekommen, daß man ihr, wofern sie nicht schädlich werden soll, den freyesten Lauf und Fortgang lassen muß. Der Fürst, der den Wissenschaften Grenzen setzen will; der Leuten Gehör giebt, denen daran gelegen ist daß ein Volk ewig dumm bleibe, und sich

bereden läßt, es sey den Menschen besser, sich mit verbundnen Augen führen zu lassen, als mit offnen selbst zu sehen: der kennt weder das wahre Interesse seines Staats, noch sein eigenes, und muß wohl sehr wenig daran denken, was er in den Augen der Nachwelt für eine Figur machen werde!

16.

Der Belialsprozeß.

Unter die seltsamsten Produkte der finstern Zeiten und diejenigen die den Geist derselben am stärksten karakterisieren, gehört eine der ersten Stellen dem Prozeß Lucifers gegen Jesus Christus, womit ein gewisser Jacobus de Ancharano sich im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts um die Christliche Welt verdient zu machen suchte. Die Narrheiten der Menschen in allen Zeiten haben einander im Grunde nicht viel vorzuwerfen: und wenn unser mit allen Arten von Schellen reichlich behangnes achtzehntes Jahrhundert sich über irgend eines seiner Vorgänger lustig macht, so ist's immer der Premierminister, der sich über die Dame mockiert, die vor einer Spinne in Ohnmacht fallen wollte. Ey Madam, wer wird um einer elenden Spinne willen einen solchen Lärm anfangen? — „Aber Sie liefen ja selbst so stark daß sie mich zu Boden rennten?" — Ach das glaub' ich wohl, Ma-

sam, ich dachte auch es wäre eine Fledermaus. *) — Bey allem dem, wird man in unsern Tagen kaum begreifen können, wie ein so abgeschmacktes Werk, als dieser Belialsprozeß, jemahls eine so starke Sensazion habe machen können, als er wirklich einst gemacht hat.

Der Verfasser wird von einigen Jacobus de Ancharano, von ander Jacobus de Theramo genannt. Er qualificiert sich selbst in der Zueignungsschrift an Papst Urban VI. als Priester, Archidiakon und Kanonikus zu Aversa, (unweit Neapel) wie auch Canonicus Aprucinus, das ist, Chorherr zu Teramo. Denn Teramo, eine Stadt in der Neapolitanischen Landschaft Abruzzo Ultra, wurde ehmahls auch Abruzzo oder Apruzzo genannt: und so ist klar, woher er den Beynahmen de Theramo hatte. Auch findet sich am Schluß des Buchs das Datum 1368, als die Zeit worin er es zu Stande gebracht. Die erste lateinische Ausgabe Consolatio Peccatorum, sive Liber Belial. Processus Luciferi contra Jesum, ist vom Jahr 1482) **). Es existierte aber um diese Zeit schon

*) Die Anekdote ist aus einem bekannten Buche, das vor zwanzig Jahren in ganz Europa gelesen wurde, und, weil es seine Wirkung nun einmahl gethan hat, jetzt außer Frankreich, wenig Leser mehr findet, wiewohl das viele Gute, das es enthält, mehr nützen, als das Falsche, Schiefe und Unrichtige, das ihm einen bösen Nahmen gemacht hat, Schaden thun könnte.

**) Fabric. Bibl. Med. et Inf. Latinit. L. IX. p. 7.

schon eine deutsche Übersetzung, das Buch Belial genannt, ein hochgründt und lobesam Werk (wie es am Schluß genennt wird) bey Johannes Bämler in Augsburg im Jahr 1473 *) gedruckt. Es ist mit vielen Holzschnitten geziert. Der Verfasser ist unbekannt; man kann ihn aber, wenigstens so gut als aus der besten Silhouette, aus dem Anfang seiner Vorrede kennen lernen, welche also lautet: „In dem Namen der allmächtigen und ungeteylten Triváltigkeyt und marie der ewigen maget zu lob und zu ehren aller himmlischen höre. Ich hab gedacht ich wölle mich versuchen ob ich ze tewtsch mäg pringen das buch das da trachtet ob Jhesus marie sun des recht hab gehebt daß er die helle und die tewfel hab beraubet an dem Tag da Got für alle Menschen gelyten hat mir dem bitern Tod des krewzes, und davon ist gesetzt ein lands und ein kriegisch recht, und daß han ich mir darum fürgesetzt in tewtsch ze pringen u. s. w.“ **)

Der Verfasser der Französischen Übersetzung war, nach Fabrizius, ein Doktor der Sorbonne, Nahmens Peter Ferget; der Herausgeber der Melanges tirés nennt ihn P. Julian Ferget, Augustiner-Ordens. Seine Übersetzung erschien, nach Jenem im Jahr 1585 nach Diesem, im Jahr

*) Fabricius l. c. giebt das Jahr 1493 an.

**) Dieß Buch, welches unter die seltnen gehört, war ehmahls in der Bibliothek des berühmten Altdorfischen Polyhistors Chr. Gottl. Schwarz; und was mir davon angezogen, ist aus der Parte II. Bibl. Schwarz. Sive Catalogo etc. pag. 129 genommen.

1482 zu Lyon und wurde 1584 wieder aufgelegt. Sie ist, wie die Deutsche, mit Holzschnitten geziert, welche in sehr possierlichen, aber überaus netten Figuren den ganzen Gang der gerichtlichen Procedur darstellen. Man sieht da die Teufel, als Gerichtsdiener, Waibel, Prokuratoren, Advokaten, Aktuarien und Notarien der Hölle, nach damahliger Französischer Weise gekleidet. Salomon ist Oberrichter, und Moses der Sachwalter auf Seiten Christi. Der Teufel, als Kläger, fühlt sich in der Schikane stark genug um seine Sache selbst vorzutragen. David, Jesaias, Ezechiel und Johannes der Täufer werden nebst mehr Andern als Zeugen abgehört. Ihr Zeugniß fällt zu Gunsten des Beklagten aus; aber Kläger Belial wehrt sich wie — ein Teufel. Der Prozeß wird in Possessorio und Petitorio geführt: endlich spricht Richter Salomon zu Gunsten des Beklagten: Aber der böse Widersacher hat die Unverschämtheit an den höchsten Richter zu appellieren. Da dieß kein andrer als Gott Vater selbst seyn kann, so scheint der Umstand, daß derselbe so nahe mit seinem Gegentheil verwandt ist, anfangs einige Schwierigkeit zu machen. Belial untersteht sich zwar nicht, Gott Vatern deßwegen geradezu zu rekusieren; jedoch schlägt er ein Kompromiß vor, welches vom andern Theil angenommen wird. Aristoteles wird auf Seiten Christi, Jeremias auf Seiten des Teufels, und Jesaias, um den Ausschlag zu geben, von Beyden als Schiedsrichter genehmiget. Man kann leicht denken, daß Belial endlich den Prozeß mit allen Kosten und Schäden verliert. Die Juden und Hei-

den, die auf Anstiften des höllischen Wurms interveniendo eingekommen waren, fallen in die gleiche Verdammniß; ja es würde selbst den christlichen Sündern von allen Ständen nicht viel besser ergangen seyn, wenn die heilige Jungfrau nicht eine sehr ernstliche Fürbitte für sie eingelegt hätte.

Außer den vielen Ausgaben und den Übersetzungen, die von diesem abenteurlichen Buche gemacht worden, ist als ein Beweis der großen Achtung, worin es stand, anzusehen, daß der Deutsche Rechtsgelehrte Jacob Ayrer ihm noch im Jahr 1611 die Ehre angethan hat, es mit eignen Zusätzen und Anmerkungen, und mit des berühmten Bartolus de Saxoferrato Proceß des Satans gegen die heilige Jungfrau vor dem Richter Jesus, zu Hanau von neuem herauszugeben. *) Dieses Werk des Fürsten der Rechtsgelehrten (wie Bartolus zu seiner Zeit genannt wurde) hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, dasjenige des Jakob de Ancharano veranlaßt, und, in so fern die Idee einer solchen Erfindung Ehre machen kann, ist jener als Erfinder, dieser bloß als Nachahmer zu betrachten; **) wiewohl der Nachahmer sowohl in Kühnheit des Plans, als Subtilität der Ausführung sein Urbild zu verdunkeln gesucht hat.

So finster ehmahls die Zeiten seyn mochten, d. i. so groß die Unwissenheit und Dumpfheit der

*) Fabric. l. c. Catal. Bibl. Bodlej. p. 27.

**) Bartolus starb im Jahr 1356, also 30 Jahre zuvor, ehe der Kanonikus von Teramo mit seinem Belials-Prozeß fertig war.

Leute, die darin lebten, war, und so sehr Erziehung, Lebensart, Sitten, Religions- und Staatsverfassung den Menschenverstand dieser guten Leute zusammen drückten: so blieb ihnen doch von diesem unverlierbaren Erbgut der Menschheit noch immer soviel übrig, daß man mit bestem Fug annehmen kann: daß sie, nach ihrer Vorstellungsart (die sich auf ihre Lage und Bedürfnisse gründete) immer eben so gute Ursachen etwas zu thun oder zu lassen, etwas hochzuschätzen oder zu verachten, gehabt haben, als die Menschen in den aufgeklärtesten Zeiten nach ihren Bedürfnissen und ihrer Weise. Das Buch des ehrlichen Jakob von Ancharano, das uns so abgeschmackt vorkommt, hätte dem Publikum des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts unmöglich interessant und lehrreich vorkommen können, wenn es nicht für sie wirklich interessant und lehrreich gewesen wäre.

Und wie war das möglich? fragt vielleicht jemand, der sich nicht gerne die Mühe nimmt, sich solche Fragen selbst zu beantworten.

Das war sehr möglich! Der Belialsprozeß war eine Art von poetischer Komposition, eine nach damahliger Weise sinnreiche Art von Einkleidung der christlichen Glaubenslehre, welche für das äußerst unwissende Volk einen desto anziehendern Reitz der Neuheit hatte, weil es so lange fast allein auf Mirakel und Marterbücher, mechanische Gebetsformeln, und äußerliche Übung eines mit Schaugepräng und mystischen Vorbildungen überladenen Gottesdienstes eingeschränkt gewesen war. Man weiß, wie sehr die sogenannten Mysterien, oder religiöse Schauspiele von Erschaffung der Welt, vom Sündenfall,

von der Geburt und dem Leiden Christi u. s. w. in diesen Zeiten durch die ganze Christenheit im Schwange gingen. Der Belialsproceß war ein Drama dieser Art, aber von einer reichern Komposizion, und eben darum für die armen Laien lehrreicher als hundert Andere dieses Schlages. Ich denke aber es kam noch ein andrer Grund dazu, der in der Justizverfassung dieser Zeiten lag. Denn da das Römische Recht damahls in Deutschland und Frankreich je mehr und mehr in Ansehen kam, und zu Entscheidung der vorkommenden verwickeltern und subtilern Rechtsfragen zu Hülfe genommen wurde; auch überhaupt die Proceßordnung nach und nach große Veränderungen erlitten hatte: so mußte in diesen Zeiten der Unwissenheit, da es dem Volke noch so sehr an Hülfsmitteln, sich über die angelegensten Dinge zu unterrichten, mangelte, ein Buch, worin das damahlige Verfahren im Civilprozeß auf eine populare Art eingekleidet, und auf ein so allgemein bekanntes und interessantes Faktum angewandt war, nothwendig mit der größten Begierde aufgenommen werden.

Briefe
an
einen jungen Dichter.

1784.

Zweyter Brief.

Ich mache meiner Divinazionskraft kein großes Kompliment, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre Antwort auf mein erstes Schreiben *) vorausgesehen habe. Glücklicher Weise für meine kleine Eitelkeit war es, wie Sie selbst versichert zu seyn scheinen, keineswegs meine Absicht, Sie zu erschrecken; widrigen Falls hätte ich die Demüthigung wohl verdient, meines Zwecks so sehr verfehlt zu haben. Ich erwartete von Ihnen nicht nur, daß die Schwierigkeiten und abschreckenden Umstände, wovon ich Ihnen sprach, Ihren Muth vielmehr reitzen als niederschlagen würden; ich sehe auch mit Vergnügen, daß mich meine Vermuthung über die ganz verschiedne Wirkung, welche meine Vorstellungen auf Ihr Gemüth machen würden, nicht betrogen hat. Sie schwingen sich — mit einer Art von Verachtung, die ich (ohne sie völlig gut zu heißen) als unaffektiertes Gefühl Ihrer Seele zu schätzen weiß — über alles — hinweg, was ich Ih-

*) Es befindet sich im vier und zwanzigsten Bande der S. W.

nen, aus dem Munde unsers Horaz, und aus der Erfahrung der Dichter aller Zeiten, von den äußerlichen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des poetischen Berufs gesagt habe. „Wer wird sich, sagen Sie, von einer Profession, wozu er sich berufen fühlt, durch Umstände abschrecken lassen, die aus der Natur und den Verhältnissen des menschlichen Lebens nothwendig entspringen, die ihr mit allen andern Professionen gemein sind, und durch standhaftes Ausharren, kluges Betragen und unablässiges Fortstreben nach Vollkommenheit, gleichwohl vielleicht überwunden werden können?" — Besonders sehe ich Sie mit Vergnügen so wohl gewaffnet gegen die Vorstellung der Armuth, das alte, ziemlich gewöhnliche Loos der Künstler, die unter dem Einfluß der Musen stehen. Wohl Ihnen, mein junger Freund, daß das Wort Armuth, das durch die Aristides und Sokrates, die Curius und Fabricius, die Epiktete und Thomas Moore — kurz durch die Edelsten und Besten der Menschen so ehrwürdig geworden, nichts verächtliches noch Abschreckendes in Ihren Augen hat! — und daß Sie sich so ganz darauf eingerichtet zu haben scheinen, auch mit Ihrem Beyspiel zu bestätigen, was Horaz dem Römischen Pisistratus zu Gunsten seiner Mitbrüder im Apollo sagt:

Ein Dichter hat sonst keine Leidenschaft
Als seine Lust am Dichten; die allein
Beherrscht ihn ganz und gar, er lebt und webt
In Versen. Schlimme Zeiten, Geldverlust,
Vermögensabfall, all dieß kränkt ihn wenig.
Mag sein Gesind auf einen Tag entlaufen,

Mag überm Kopf sein Haus ihm niederbrennen,
Er lacht dazu. In seinem Leben kommt
Ihm kein Gedanke, seinem Mündel oder
Miterben heimlich einen Streich zu spielen,
Er lebt von Erbsenbrey und schwarzem Brot,
u. s. w.

In London und Paris mag es wohl nicht an Versemännern fehlen, die sich zuweilen mit einer noch leichtern Diät behelfen müssen: aber bey uns Deutschen getraue ich mir (wenigstens so lange die Romanmanufakturen so guten Absatz finden, wie seit einiger Zeit) einem jeden Poeten vel quasi noch immer so viel Erbsenbrey und schwarzes Brot zu garantieren, als er nöthig hat, um nicht — durch Überfüllung am Arbeiten gehindert zu werden; ja das Handwerk wirft sogar Bier und Tabak — Bedürfnisse, die man zu Horazens Zeiten noch nicht kannte — reichlich ab; zumahl da die Garderobe bey diesen Herren, ordentlicher Weise, ein wenig kostbarer Artikel ist. Indessen ist mir doch lieb zu vernehmen, daß Ihr guter Genius wenigstens für das Unentbehrliche gesorgt, und Ihnen dadurch den sehr wichtigen Vortheil verschafft hat, daß Sie mit Muße und Weile arbeiten können, keinen Zeitverlust in Anschlag zu bringen brauchen, und, wenn Sie einen schönen halben Tag auf die Ausfeilung eines Dutzend Verse verschwendet haben, sich nicht hinter drein mit dem armseligen Gedanken, daß der elendeste Proseschmierer, ohne alle Bemühung des Geistes und durch die bloße Behendigkeit seiner Schreibefinger, zehnmahl mehr in so viel Stunden verdient habe, plagen müssen; und,

beym Anblick ihres zusammen geschrumpften Geldbeutels, nicht zu Verwünschung einer Profession verleitet werden, bey der Sie bloß deßwegen verhungern, weil Sie nicht — ohne sie leben können.

Da Sie, mein Freund, allem Ansehn nach, sich nie in diesem jämmerlichen Falle befinden werden, und bey der Sicherheit, das Nothwendige des begnügsamen Weisen niemahls weder durch Prose noch Verse erwerben zu müssen, für alles Entbehrliche unbesorgt sind, — kurz, da für Sie nur eine einzige Art ist, wie Sie nach ihrer eignen Denkart Ihr Glück machen können und wollen, so befremdet mich ganz und gar nicht, daß auf der einen Seite die Schwierigkeiten, die in der poetischen Kunst liegen, auf der andern, das Abschreckende, was Sie in der Natur und den engen Grenzen unsrer Sprache zu sehen glauben, und endlich die Meinung, daß die ersten Plätze auf unserm Deutschen Pindus schon besetzt und neuangehenden Mitwerbern um die lauream apollinarem beynahe nichts Ruhmwürdiges mehr zu unternehmen übrig gelassen sey, — die einzigen Hindernisse und Abschreckungen sind, die auf Ihre Einbildung zu wirken, und gleichsam in dem Augenblick, da Sie dem rufenden Genius die Hand reichen wollen, sie unschlüssig und muthlos zurück zu halten scheinen.

Ihre Furcht vor den innerlichen Schwierigkeiten der Poetischen Kunst, ist eine heilsame Furcht, wovon ich allen angehenden Dichtern ein großes Maß wünschen möchte. Sie gründet sich auf lebendiges Anschauen und Bewußtseyn alles dessen, was ein Dichter von sich selbst fordern muß, wenn es ihm auch unglücklicher Weise an einem Publikum fehlte,

das sich mit weniger nicht befriedigen ließe. Ein Jüngling, den die Natur mit zureichenden Kräften begabt hat, die Schwierigkeiten zu überwinden, kann sich dieselben schwerlich zu groß einbilden. Sein Geschmack kann nie zu ekel, sein Ohr nie zu fein, sein Gefühl für Schönheiten und Fehler nie zu zart und scharf, kurz, er kann nie zu streng seyn, sich selbst nichts zu übersehen, was durch hartnäckigen Fleiß gehoben werden kann, und wenn es auch nur ein dem Ohr unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, eine die Eurythmie des Perioden unterbrechende Cäsur, oder ein übelklingender Sylbenfall am Schlusse desselben wäre. Die Gesetze des Schicklichen, die der Dichter zu beobachten hat, sind unzählig; und die kleinste Übertretung des kleinsten dieser Gesetze, erregt einen Mißlaut, eine unangenehme Unterbrechung der besondern Rührung oder doch des reinen Vergnügens überhaupt, welches in Hörern oder Lesern von richtig-zartem Gefühl fortdaurend hervorzubringen, sein letzter Zweck ist und seyn soll. Wehe dem Dichter, der seine Kunst nicht mehr liebt als — seine Bequemlichkeit! der seine poetischen Sünden mit einer vorgeblichen poetischen Licenz zu beschönigen glaubt, und uns mit Entschuldigungen abfertigt, wo er uns mit Schönheiten befriedigen sollte! Nur die Grenzen, die ihm die Natur selbst gesetzt hat, d. i. die oft unüberwindliche Unbiegsamkeit seiner Sprache, oder die Unmöglichkeit, eine Schönheit von der geringern Art in gewissen individuellen Fällen mit den Höhern und Wesentlichern zugleich erzielen zu können — kurz, nur fysische Unmöglichkeit, oder das große Gesetz der Kunst selbst,

welches uns zuweilen befiehlt, einem höhern Zweck den geringern wissentlich aufzuopfern, *) — dieß allein und nichts anders kann einen Dichter wegen irgend einer Beleidigung rechtfertigen, die er einem Ohre zufügt, das die Musen mit Gefühl für Wohlklang und schöne Modulazion der Verse begabt haben. Ich behalte mir auf eine künftige Gelegenheit vor, Ihnen über diesen letztern Artikel meine Gedanken und Bemerkungen bestimmter, und mit Beyspielen erläutert, mitzutheilen. Auch bey der glücklichsten Anlage bedarf es doch vieles Studierens und einer langen Übung, bis man es in allem dem, was unter dem Mecha-

*) Z. B. Ein poetisches Gemählde (es sey nun darin um die Darstellung einer Natur-Scene oder eines Karakters oder einer Leidenschaft zu thun) kann, der Natur des Gegenstandes gemäß, und also vermöge des bestimmtesten Eindrucks, den der Dichter machen will, eine gewisse Austerität im Ton des Ganzen erfordern, die zuweilen, mit dem wenigsten Nachtheil der übrigen Zwecke, am schicklichsten durch eine Härte in der Sprache und Versifikazion erhalten werden kann. Oder diese Härte kann zu Karakterisierung einer gewissen Figur des Gemähldes, oder zu Bewirkung eines Kontrasts oder einer feinen Schattierung nothwendig seyn, u. s. w. Eilfertige Kunstrichter, die auch zeigen wollen, daß sie zu tadeln wissen, schwatzen oft von Härte, oder bezeugen auch wohl eine sehr höfliche Verwunderung, wie ein Dichter, der sonst in dem Rufe des Gegentheils steht, in einen solchen Fehler habe fallen können; und sehen nicht (was Kunstrichter doch sehen sollten) daß der Mann den vermeinten Fehler mit sehenden Augen begangen, und sich vielleicht wohl gar rechte Mühe gegeben hat, ihn zu begehen.

nischen und Musikalischen unsrer Kunst begriffen ist, zu einem mehr als gemeinen Grad der Vollkommenheit bringt, und meine Erfahrenheit in diesen Dingen kann Ihnen vielleicht behülflich seyn, früher dazu zu gelangen.

Indessen ist nicht wohl zu läugnen, daß, was diesen Punkt betrifft, in unsrer Sprache selbst Schwierigkeiten liegen, die weder durch die vollständigste Kenntniß derselben, noch durch den angestrengtesten Fleiß allezeit gehoben werden können. Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit, beynahe allen andern Europäischen nachsteht, und daß sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten, und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit, Witz und Empfindung (zwey so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Überfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulazion des Verses übertroffen werde. Ich hoffe einiges Recht erworben zu haben — ohne Scheu vor den Vorwürfen eines übertriebnen und den Ausländern mit Recht lächerlichen Patriotism — meine Meinung über diesen Punkt sagen zu dürfen; und ich stimme Ihnen gänzlich bey, wenn Sie mir schreiben: „ich wünschte, der Erbe des neulich ohne Erben zu Charles-Town verstorbnen Juden Abraham della

Palpa zu seyn, *) um seine 300,000 Pfund Sterling zum Preis für den Deutschen Dichter auszusetzen, der diese einzige Stanze des göttlichen Tasso in gleich schöne Verse zu übersetzen vermöchte:

Teneri sdegni e placide e tranquille
Repulse, cari vezzi e liete paci,
Sorrisi, parolette, e dolci stille
Di pianto, e sospir' tronchi, e molli baci,
Fuse tai cose tutte, e poscia unille,
Ed al foco temprò di lente faci,
E ne formò quel si mirabil cinto
Di ch' ella aveva il bel fianco succinto.

Die Schwierigkeit, oder vielmehr die Unmöglichkeit, Ihren Preis zu gewinnen (und wenn Sie auch Peru und Brasilien auszubieten im Stande wären) liegt bloß in den vier ersten Versen — und sie liegt nicht nur in den Worten, in so ferne sie Begriffe bezeichnen, sondern vernehmlich in dem Mechanischen derselben, und in der zauberischen Wirkung, die das amoroso in der Modulazion dieser Verse thut.

Die Italiänische Dichtersprache wimmelt von Wörtern, besonders von Beywörten, für die uns

die

*) Dieser portugiesische Jude starb vor einiger Zeit auf seinem Landgut ohnweit besagter Stadt im hundert und vierzigsten Jahre seines Alters, und verordnete, aus Mangel näherer Erben, daß seine in 300,000 Pfund Sterling bestehende Verlassenschaft an Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religion und Sekte, verwendet werden sollte.

die unsrige kein Äquivalent geben kann. Ich habe die Pein, die ein Deutscher Dichter leidet, wenn er in allen Fächern seines Gedächtnisses vergeblich nach einem Worte sucht, welches gerade das, was er sagen will, sage, und dabey nicht durch irgend ein leidiges Sch oder Ch, oder ein dreyfaches Übergewicht harter Konsonanten den schönen Gegenstand, den es bezeichnen; oder die Stelle, wo es Effekt machen soll, verunziere, — zu oft erfahren, als daß ich Ihnen einen kleinen Unmuth über das Rauhe, Wiehernde und Unsingbare unsrer Sprache übel nehmen könnte. Der Fehler liegt freylich meistens nicht im Mangel an Worten, sondern im Mangel solcher Wörter, wie unser durch Griechische, Lateinische, Wälsche und Französische Töne verwöhntes Ohr sie gerne haben möchte. Zärtliche heißt eben das was teneri, und hat den nähmlichen Sylbenfall: aber was für einen Unterschied macht das ch und der Zusammenstoß der drey Mitlauter rtl in dem Deutschen Worte? Beltá und Schönheit bezeichnen einerley Begriff; aber wie wohlklingend ist jenes, und wie müssen die Organen arbeiten, um dieses hervorzubringen? Welch ein ewiges Zischen und Hauchen, Knarren und Klirren in unserm mit H, Ch, S, Sch, Pf, und R, überladenen Hochdeutschen? Alles dieß, lieber Freund, und was Sie mir noch sonst gegen die poetische Eufonie derselben hätten einwenden können, ist zu offenbar um geläugnet zu werden. Aber Unrecht würden Sie haben, wenn Sie darum, weil unsre Sprache nicht so sanft und sonor wie die Italiänische ist, die Augen vor ihren wirklichen Schönheiten, und selbst vor dem, was sie gleichwohl auch in diesem Stücke

ist, verschließen wollten. Ohne hier zu wiederhohlen, was von vielen andern, und von mir selbst anderswo, hierüber schon gesagt worden, — bedürfen wir eines stärkern Beweises, als die Dichter, die wir schon besitzen, und den ungemeinen Zuwachs an Biegsamkeit, Sanftheit und Wohllaut, den sie unter ihrer Bearbeitung nun seit vierzig Jahren gewonnen hat?

Aber auch schon lange vor der Epoche Hallers, Bodmers, Hagedorns, Gleims und Gellerts, wie sehr zeigte sie sich schon von dieser Seite zu ihrem Vortheil in vielen mahlerischen und musikalischen Gedichten unsers vortrefflichen und zu sehr vergeßnen Brockes. Ich brauche Sie nur auf das ehmahls berühmte Gemählde eines Ungewitters und der darauf erfolgten Stille, zu verweisen, wo mehr als siebzig meistens Alexandrinische Verse ohne R einen sehr laut redenden Beweis abgeben, daß unsre Sprache so hart nicht ist, als man ihr vorwirft, oder daß sie wenigstens einen Überfluß an weichen Wörtern hat, und milde genug ist, sich in sehr sanfte Formen gießen zu lassen. Was auch der Geschmack gegen die besagten siebzig Brockfischen Verse ohne R einzuwenden haben mag; so beweisen sie doch immer, was der Dichter selbst, wie es scheint, damit beweisen wollte. Aber auch ohne dieß, was ist sanfter und wohllautender als z. B. folgende Stelle aus des nähmlichen Dichters musikalischem Gedicht auf seinen Garten?

Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben;
Die klare grünlich-dunkle Fluth,

Die in des Teiches Uferschooß,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebner Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weisen Glut.

Es müßte denn nur folgende Arie seyn, die sich neben den schönsten eines Metastasio hören lassen darf:

Kühler angenehmer Bach,
Allgemach
Schließet deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,
Durch das Ohr mein Auge zu;
Deiner fließenden Kristallen
Schwätzend Wallen
Reitzet selbst den Geist zur Ruh.

Lesen Sie, wenn Sie den Reichthum und das Melodiöse unsrer Sprache, in Rücksicht auf Wohlklang und Singbarkeit, in seinem vollen Glanze sehen wollen, von eben diesem — weit mehr als anerkannt wird — um unsre Sprache und Dichtkunst verdienten Manne seine Gedichte über die Vergnügung des Gehörs im Frühling, über das Wasser im Frühling, über die Schönheit der Felder, über den Mondschein in einer angenehmen Frühlingsnacht, über die Rose, u. s. w. und besonders seine ehmahls so berühmten Beschreibungen des Nachtigallengesangs, *) denen schwerlich irgend eine

*) Alle hier angezogene Brockfische Stücke befinden sich im ersten Theil seines irdischen Vergnügens in

Sprache etwas reichers und vollkommners in ihrer Art entgegen zu setzen hat.

Aber wenn wir auch zugeben müssen, daß unsre Sprache bey weitem nicht so sanft ist, als die größten Theils aus der Lateinischen entsprungenen unsrer Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen, — ist denn Sanftheit die einzige poetische Tugend einer Sprache? Ist die ganz vorzügliche Geschicklichkeit der unsrigen, starke und heftige Leidenschaften und große Naturscenen in dem heftigsten Kampf ihrer gewaltigen Kräfte darzustellen, — und besonders, ist ihr ungemeiner Reichthum an ausdrucksvollen und alle Arten von Schall und hörbarer Bewegung nachahmenden Wörtern für etwas Geringes zu achten? Ich empfehle Ihnen, wenn Sie unsern ganzen Reichthum an Wörtern dieser Art beysammen sehen wollen, abermahl, außer den schon angezognen Gedichten meines Brockes, seine fysikalischen Stanzen, die mit den trefflichsten Schilderungen angefüllt sind: besonders die Beschreibung eines feuerspeyenden Berges und das große Gemälde des Untergangs unsers Planeten durch ein allgemeines Erdbeben; welche, ungeachtet der unbequemsten Vers- und Reimart, die zu Gedichten dieser Art nur immer gewählt werden konnte, Sie durch die hinreissende Stärke der Sprache, deren er sich darin ganz bemächtigt hat, in Bewunderung setzen wird. Nehmen Sie nun noch hiezu, was unsre Dichtersprache, seit Brockes, durch die fünf schon genannten Dichter, und nach ihnen, durch

Gott, wo man überhaupt seine besten Sachen suchen muß.

Kleist, Kramer, Uz, Geßner, Rammler, Gerstenberg, Götze, Zachariä, Dusch, J. G. Jakobi, Bürger, u. a. vornehmlich aber, was sie durch Klopstock gewonnen hat: machen Sie sich die Verdienste eines jeden dieser Dichter, in seiner Art, und nach dem besondern Karakter seines Geistes und seiner Dichtart, genau bekannt — und gewiß, ich müßte die Gesundheit Ihres Verstandes ganz verkennen, wenn ich zweifeln wollte, daß Sie billiger von dieser Sprache urtheilen, und sichs nicht mehr leid seyn lassen werden, daß das Schicksal Sie an der Donau, und nicht am Tiber oder Arno geboren werden ließ. Wenigstens verspreche ich mir dieß so lange, bis Sie mir in einem wälschen Dichter eine stärkere, ausdrucksvollere, und in diesem Ausdruck, an Klang und Modulazion, ihrem Inhalt angemeßnere Stelle werden gewiesen haben, als es die folgende aus der Messiade ist:

— Indem die Ewigen sprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben.
Seelen die jetzt wurden, die noch nicht zu denken begonnen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraf, Ihm schlug sein Herz, *) und um ihn lag wartend

*) Man hört die Art, wie es empor schlägt — stark und langsam — in diesen vier auf einander folgenden einsilbigen Wörtern, deren jedes eine lange Sylbe ist.

Wie vorm nahen Gewitter, die Erde, sein furchtsamer Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber sinnlos und nur zur Verzweiflung allein noch empfindlich,
Sinnlos wider Gott was zu denken, entstürzten im Abgrund
Ihren Thronen die höllischen Geister. Als jeder dahin sank,
Stürzt auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungestüm ein, und donnernd erklang die unterste Hölle.

Ich überlasse Ihnen selbst die leichte Mühe, auszufinden, wie die Sprache, an den mit anderer Schrift gedruckten Stellen, dem Willen des Dichters gleichsam auf den Wink dienstbar gewesen ist. Alles Genie eines Homers und Miltons kann, oder darf vielmehr kein solches Wort wie gewaltiger, wie zitterten, wie süßbetäubend, wie ehrfurchtsvolles, erschaffen, wenn es nicht schon in seiner Sprache ist. Das letztere ist sogar ein sehr hartes Wort: aber welch einen lebendigen Ausdruck hilft es gerade durch seinen ernsten, langsamen und gleichsam im Munde erstarrenden Spondeenton bewirken? Ich müßte die Hälfte der Messiade abschreiben, um Ihnen Stellen auszuzeichnen, wo die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdruck sanfter, zarter, liebevoller, trauriger, weh-

müthiger — oder erhabner, majestätischer, schauervoller, schrecklicher und ungeheurer Gegenstände oder Empfindungen, freywillig entgegen gekommen ist: und die andre Hälfte, um Ihnen in Beyspielen zu zeigen, wie dieser große Dichter die Sprache, die er fand, auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, kurz, zur seinigen zu machen gewußt hat. Niemand hat besser als Er die Kunst verstanden, ihre Widerspenstigkeit zu bezähmen, und aus diesem oft so spröden Stoffe seinem Genius, so zu sagen, einen edlen und geschmeidigen Luftkörper zu bilden. Studiren Sie ihn, ohne ihn jemahls zu kopieren, lernen Sie von ihm, und auch von den übrigen Dichtern die ich genannt habe, und die, (wiewohl zum Theil von den Jetztlebenden schon halb vergessen) eine aufgeklärtere und geschmackvollere Nachwelt ganz gewiß in alle ihre Rechte wieder einsetzen wird — lernen Sie aus ihnen, unsre durch eigenthümlichen Reichthum so vorzügliche Sprache in ihrem ganzen Umfang, von allen ihren Seiten, in allen ihren Kräften und Anlagen kennen und gebrauchen: so werden Sie — wenn es gleich an Augenblicken, wo Sie ihre Geduld auf harte Proben setzen dürfte, nicht fehlen wird — gleichwohl Ursache genug finden, sich immer wieder mit ihr auszusöhnen.

Es ist nichts leichters als zu sagen, die Sprache Ariosts, Tasso's und Metastasio's sey ungleich sanfter und melodiöser *) als die Deutsche. Aber ist sie

*) Ich nenne eine Sprache melodiöser als eine andre, wenn sie sich allen Arten von Melodien, besonders den leichten und gefälligen, williger anschmiegt, und gleich-

darum auch mannigfaltiger, abwechselnder, nachdrücklicher, kräftiger? Und kann man in Abrede seyn, daß ihre alle Augenblicke wiederkommenden A, E, I, und O ihr eine dem Ohr endlich sehr langweilige Eintönigkeit geben? Doch wir haben nicht nöthig Unvollkommenheiten an den auswärtigen Sprachen zu suchen, um die Verdienste der unsrigen zu erheben. Jede Sprache ist der Organisazion, der Lage, dem Genie und Karakter der Nazion, von welcher sie gebildet worden ist, angemessen — und die Deutsche trägt die Spuren des allgemeinen Karakters, woran man einen Deutschen — so verschieden auch die Einwohner einzelner Provinzen, in Vergleichung mit einander, scheinen — von einem Franzosen, Italiäner, Spanier, Engländer, u. s. w. sogleich unterscheiden kann, auf eine sehr merkliche Weise. In ihren häufig zusammen gedrängten Konsonanten ist das Flegma unsers Nazional-Temperaments, die Asche die unsre Glut bedeckt; in ihren häufigen Hunds- und Zisch-Lauten (R. S. Sch) die Kolerische Mischung, und in den eben so häufigen und starken Aspirazionen das muntere, kräftige und der anhaltendsten Anstrengung fähige desselben, deutlich ausgedruckt. Aber die häufige Einmischung der sanften, und der kindlichen Natur besonders eignen Laute, B, M, D, C und L, vornehmlich des letztern, der etwas vorzüglich lebhaftes und liebliches hat, temperiert *) das

sam von selbst in Melodie hinfließt — welches von der Wälschen im eigentlichsten Verstande gesagt werden kann.

*) Und wie viel würden wir erst an Sanftheit gewinnen, wenn die Art, wie die Niedersachsen unser häßli

Schwerfällige, Rauhe und Ungestüme, das gleichsam die Grundlaute der Sprache unsrer uralten Vorfahren, der freyen Waldbewohner, Jäger und Krieger — ausgemacht, in solcher Maße, — und die lange Tonleiter unsrer Vokalen und Difthongen trägt so viel bey, theils das Naturnachahmende unsrer Wörter zu verstärkern, theils eine große Mannigfaltigkeit und mehr Kontrast in sie zu bringen: daß ein Dichter, wenn er seinen eignen Vortheil recht bedenkt, sich kaum eine zu allen Arten des lebendigen Ausdrucks tauglichere, und alle mögliche Farbenmischungen besser zulassende Sprache wünschen kann, als eben diese, die wir, aus allzugroßer Gefälligkeit gegen unsre Nachbarn, den ihrigen (die doch so wenig Übereinstimmendes mit unserm Temperament und Karakter haben) unbilliger Weise nachzusetzen uns verleiten lassen.

Ich überlasse diese Betrachtung, die das, was ich sagen wollte, nur bloß andeutet, Ihrem eignen weitern Nachdenken; und bin versichert, daß Sie durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den Gebrauch, den unsre besten Dichter von den Idiotismen unsrer Sprache zu machen gewußt haben, tausendfältige Bestätigungen des Gesagten finden werden.

Weil ich Sie doch so lange mit meiner Apologie unsrer uralten Helden- und Barden-Zunge aufgehalten habe: so erlauben Sie mir nur noch diese einzige Nebenbemerkung hinzuzufügen. Diejenigen, welche — nachdem sie die alte Griechische Sprache ihres bezaubernden Wohlklangs wegen an den Himmel erhoben

ches Pf und Sch aussprechen, so allgemein würde als sie es zu seyn verdient?

haben — die Unsrige wegen des häufigen Nasenlauts N tadeln, haben vermuthlich in ihrem Leben in keinen Homer geguckt, sonst hätten sie sehen müssen, daß das N am Ende des Worts im Griechischen beynahe eben so häufig vorkommt als im Deutschen. Der Vorschlag eines großen Königs, zu Verbesserung dieses vermeintlichen Gebrechens, unsre Zeitwörter hinten mit einem A zu beschwänzen, und statt lieben, liebena zu sagen, ist nicht glücklicher als der Tadel selbst, und würde unsre Spache in ein sehr unliebliches und Böotisches Gedröhne verwandeln. Kürzer käme man davon, wenn man (wie die Oberdeutschen schon seit so vielen Jahrhunderten thun) das N am Ende der Wörter gar nicht hören ließe. Unsre Spcache würde dadurch — zwar nicht der Griechischen — aber doch wenigstens der Französischen und Wälschen ähnlicher werden; und das wäre doch schon etwas beträchtliches über den bösen Geist des Übelklangs gewonnen!

Was die engen Grenzen der deutschen Sprache betrifft, so dachten Sie dabey wohl allein an die Französische, die durch einen Zusammenfluß von günstigen Umständen seit den Zeiten Ludwigs XIV. zur allgemeinen Hof- und Gesellschaftssprache im größern Theile von Europa geworden ist. Ohne Zweifel müßte sich die Welt noch gewaltig verändern, wenn sie jemahls von der unsrigen aus ihrem wohl erworbnen Besitze dieser Gerechtsame verdrungen werden sollte. Lassen Sie uns auf keinen so unwahrscheinlichen Glücksfall Rechnung machen. Der Französische Schriftsteller hat wenigstens zwölf Leser, wenn der Deutsche einen hat. Der Nachtheil des Deutschen ist groß; aber da er ihn mit allen übrigen Europäischen Nazionen

theilt, so ist er um so leichter zu ertragen: und da der Umfang der Länder, in welchen die deutsche Sprache gesprochen wird, viel größer ist als der Kreis, in welchem (außer der Französischen) alle übrigen Europäischen Sprachen eingeschlossen sind: so hat der Deutsche hierin noch immer einen ansehnlichen Vorzug vor dem Italiäner, Engländer, Spanier u. s. f. Der Franzose ist der einzige, den Sie, in dieser Hinsicht, beneiden können. Wollten Sie aber wohl, um des Vortheils willen von einer größern Anzahl gelesen zu werden, lieber in der Französischen als Deutschen Sprache dichten? — Wahrlich, so müßten Sie die reichen Vorzüge unsrer Dichtersprache und die Vortheile einer ungleich größern Freyheit, deren unsre Dichtkunst genießt, noch nicht genug erwogen haben.

Von größerm Belang scheint, beym ersten Anblick wenigstens, der letzte Einwurf zu seyn, bey dem Sie Sich am meisten aufhalten, und über den auch meine Antwort etwas weitläufiger ausfallen wird, weil er mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Gedanken über einige der wichtigsten Hauptstücke unsrer Kunst mitzutheilen. — „Die Epoke, in deren Mittel ich geboren worden bin, (sagen Sie) kann mit größtem Rechte das goldne Alter der Deutschen Poesie genennt werden; und, nach der Analogie dessen was bey andern Völkern geschehen ist, zu urtheilen, dürfen wir nicht hoffen, jemahls wieder eine solche Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Arten beysammen zu sehen, als diejenigen waren, womit das Schicksal die Regierungszeit Kaisers Franz des Ersten

— wiewohl ohne dessen mindestes Zuthun, und ohne daß er vermuthlich das Geringste davon wahrgenommen, illustriert hat. Auch wird (fahren Sie fort) die Nachwelt dieses goldne Alter unsrer Poesie, da es nach keinem Alexander, August oder Ludwig benannt werden kann, mit besserm Fug Bodmers Jahrhundert nennen; denn in dem langen Lebenslauf dieses ehrwürdigen, um unsre Sprache und Litteratur sehr verdienten Greises, ist der Anfang, das Mittel, und besorglich, auch das Ende der schönen Zeit unserer Deutschen Musen eingeschlossen. In seiner Jugend brach ihre Morgenröthe mit Caniz, König und Brockes an; bald darauf erschienen Haller und Hagedorn, denen eben so bald Pyra und Lange, so wie diesen Gleim und Utz, und Gellert und die übrigen Verfasser der Bremischen Beyträge folgten. In seinem funfzigsten Jahre (im Jahre 1748) hatte er schon die Mittagshöhe erreicht, von welcher er, mit der frohen Zufriedenheit eines Mannes, der zur Besserung seines Zeitalters selbst soviel beygetragen, herabsingen konnte:

Mein Haupt beschweret nicht mehr das Erz des alten Saturnus,
Sein Reich von Bley gab dem silbernen Platz,
Und das verheißt uns hienächst ein goldendichtrisches Alter,
Verheißt uns unsern Homer und Virgil.
Ich hörte Klopstocken schon den Gott Messias besingen,

Mit Miltons Geiste schien Klopstocks durchwebt:
Ich hörte schon den von Kleist auf Zefyrs duftenden Flügeln
Den Lenz verfolgen durch Garten und Feld.
Sie hohlten muthig und stark in den Olympischen Auen
Die neuen Harfen, den heil'gen Gesang.

Wie wenig hatte Ihm in der Dekade von 1730 bis 40, da die Neukirche, Corvini und Gottschede den Deutschen Parnaß noch mit bleyernem Zepter beherrschten, geahnet, daß er in seinem funfzigsten sehen würde, was er sah! Gewiß so wenig, als er damahls vorhersah, daß er dieses goldne Alter, dessen Anbruch ihm solche Freude machte, ganz durchleben, und mehr als dreyßig Jahre später, wieder Ursache haben, oder zu haben glauben würde, den Verfall des Geschmacks zu beklagen; dessen glänzendste Epoke nun in seinem fünf und achtzigsten Jahre ihm eben so weit wieder hinter seinem Rücken zurückzuweichen scheint, als sie sechzig Jahre zuvor, wiewohl in einer noch unsichtbaren Entfernung, vor ihm lag. Dieser optische Betrug (setzten Sie hinzu) ist vermuthlich in Bodmers gegenwärtigem Alter eben so natürlich und unvermeidlich, als es mir, dessen zwey erste Lebensdekaden in den glänzenden Zeitraum unsrer Litteratur von 1760 bis 80 fielen, natürlich seyn muß, zu befürchten, daß mir, von so vielen Günstlingen der Musen, die sich innerhalb dieser Zeit durch Meisterstücke aller Arten hervorgethan

haben, nichts, wodurch auch ich mich vom Boden erheben könne, übrig gelassen sey. Ich befinde mich gerade in der Lage eines jungen Griechischen Kunstbeflissenen, der in die Zeit gefallen wäre, da Apelles, der Mahler der Grazie, den schönen Reihen der Polygnotus, Zeuxes, Parrhasius, Protogenes, Timanthes, Pamfilus und Aetion beschloß, — und der in irgend einer großen Galerie von den schönsten Werken aller dieser Meister sich umringt und gleichsam erdrückt gesehen hätte. Sie werden mir, hoffe ich, gestehen, daß ein solcher Anblick geschickter ist, einem Anfänger, der Augen zum Sehen, eine Seele zum Empfinden, und Geist zum tiefern Eindringen ins Wahre der Kunst mit sich bringt, den Muth niederzuschlagen als zu erheben!"

Ich habe große Lust, mein lieber junger Freund, Ihnen dieß — nicht einzugestehen. Aber dagegen bekenne ich gern, daß, wenn ich über diesen Gegenstand anders denke als — Bodmer und Sie, ohne Zweifel der Standpunkt, woraus jeder von uns die Sache sieht, großen Antheil daran habe. Der ehrwürdige Greis hat, von seinem vierzigsten Jahre bis zum fünf und achtzigsten, unsre Litteratur mit so schnellen und gigantischen Schritten emporsteigen sehen, daß seine Einbildung sich an diesen raschen Gang gewöhnt hat, und es ihm vorkommen muß, wir fallen wieder, wenn wir auch bloß still stünden. Überdieß ist es ja wohl sehr natürlich und verzeihlich, daß auch der weiseste Mann, wenn er achtzig Jahre hinter sich hat, die Schuld der Natur bezahle, und wahr machen helfe, was unser Horaz von seinem Alten sagt:

— difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, castigator censorque minorum. *)

Wir werden's denen, die nach dem Jahre 1800 ungefähr seyn werden, was wir im Jahr 1780 waren, nicht besser machen; falls uns das zweydeutige Vergnügen aufbehalten ist, ins neunzehnte Jahrhundert mit erloschnen Augen hinüber zu schauen. Aber jetzt, da ich im Oktober 1782 mich gerade auf dem Punkte meiner eignen Laufbahn befinde, wo Bodmer vor 34 Jahren auf der Seinigen war, als er sang:

Nun hat mein Alter den Punkt der Mittagshöhe beschritten,
Und ist nicht länger mit steigen beschwert;

ist es eben so natürlich, daß ich von meiner Zeit weder so geringe denke, wie Er dermahlen zu thun scheint, noch so gar groß, wie Sie, mein Freund, — wenigstens in diesem Augenblicke denken, da ihre jugendliche Bescheidenheit, mitten unter so vielen, so mannigfaltigen, zum Theil so gepriesenen Werken älterer Meister wie erschreckt und geblendet dasteht, und an der Möglichkeit zweifelt, das was Sie bewundert, nur erreichen, geschweige übertreffen zu können.

*) Schwer zu befried'gen, hat er immer was
Zu klagen, ist der ew'ge Leichenredner
Der weiland guten Zeiten, da er noch
Ein Knabe war, der ew'ge Censor und
Zuchtmeister aller jüngern, die jetzt sind
Was er, zu seiner Zeit, gewesen war.
Horaz. Episteln 2. Theil. S. 216.

Aber gerade dieser Zweifel, mein Lieber, ist der gewisseste Beweis, daß es Ihnen gelingen wird. Zwanzig Dichterlinge, die uns mit ihren verstimmten Leyern so unermüdet um die Ohren schnarren, hätten ihn längst haben sollen, und werden ihn nie haben! Nur der Jüngling, der einst Rafael seyn sollte, konnte vor einem da Vinci schamroth und staunend da stehn, und zweifeln, ob er ihn jemahls würde erreichen können; — während daß da Vinci selbst am besten wußte, daß er und worin er übertroffen werden könne.

Unsre Litteratur hat seit vierzig Jahren unläugbar, in Vergleichung mit dem was sie vor dieser Zeit war, große Schritte vorwärts gemacht: Aber, wer kann sagen, daß sie den Punkt schon erreicht habe, wo sie sich der Französischen entgegen stellen könnte? Wo sind unsre Boileau, unsre Moliere, unsre Corneille, unsre Racine u. s. w. Wo sind die Deutschen Trauerspiele, die wir dem Cid, dem Cinna, der Fädra, dem Britannikus, der Athalie, dem Catilina, der Alzire, dem Mahomed; wo die Lustspiele, die wir dem Misanthrope, dem Tartüffe entgegen stellen können? Ich spreche, wie Sie leicht erachten, nicht von dem, was das Publikum in dieser oder jener Stadt, oder was parteyische Freunde, und unverständige oder bezahlte Lobredner zu thun fähig sind. Aber ich wünsche, daß mir nur ein einziges gedrucktes Stück genennt werde, welches in allen Eigenschaften eines vortrefflichen Trauerspiels (Sprache, Versifikazion und Reim mit einbedungen) neben irgend einem von Racine stehen könne.

Ich

Ich dinge, mit gutem Bedacht, eine ganz reine, fehlerlose, immer edle, immer zugleich schöne und kräftige, niemahls weder in die Wolken sich versteigende, noch wieder zur Erde sinkende Sprache, und eine vollkommen ausgearbeitete, numerose, das Ohr immer vergnügende, nie beleidigende Versifikazion mit ein: denn ein Tragödiendichter in Prose ist — wie ein Heldengedicht in Prose. Verse sind der Poesie wesentlich; so dachten die Alten, so haben die größten Dichter der Neuern gedacht; und schwerlich wird jemahls einer, der eine Tragödie oder Komödie in schönen Versen machen könnte, so gleichgültig gegen seinen Ruhm seyn, lieber in Prose schreiben zu wollen. Ich dinge sogar den Reim ein; weil wir nicht eher ein Recht haben, uns mit den großen Meistern der Ausländer zu messen, bis wir, bey gleichen Schwierigkeiten, eben so viel geleistet haben als sie — Was ich hier sage, soll der kleinen Anzahl von Trauerspielen in gereimten Versen, deren wir uns etwa rühmen können, an ihrem Werthe nichts benehmen. Sie werden so lange gut genug bleiben müssen, bis ein Dichter, über welchen Racinens Gefühl, Geschmack und Talent kommen wird, etwas vollkommners in dieser Art leistet. Wenn das Vollkommne gekommen seyn wird, so wird das Stückwerk aufhören. Die Franzosen haben solche Stücke, wie wir kaum ein Dutzend zusammen bringen können, dem Hundert nach: aber wir haben, meines Wissens, nicht ein einziges, weder Trauer- noch Lustspiel, das (unter gleichen Bedingungen) ihren Meisterstücken den Vorzug streitig machen könnte. Welch eine Laufbahn liegt hier noch für künftige Dichter offen!

Aber auch selbst in dem Fache der erzählenden oder Epischen Poesie (im weitläufigsten Verstande des Wortes) worin wir, Verhältnißweise, mehr Gutes als in der Dramatischen aufzuweisen haben, — wie Vieles ist noch zu thun? Wie weit sind wir noch entfernt, alle Gattungen derselben, oder alle guten Süjets in jeder Gattung erschöpft zu haben; oder, in allen Arten des Stils, Werke die von keiner Seite übertroffen werden könnten, zu besitzen! Wie mancher hat durch seine Versuche (so viel Verdienst man ihnen auch mit Rücksicht auf Zeit und Umstände billig zugestehen muß) gleichwohl nur der Nachkommenschaft den Weg gezeigt, es besser zu machen? —

Dritter Brief.

Als ich Ihnen am Schluß meines zweyten Briefs, bey Gelegenheit der allzuhohen Meinung, die Sie mir von unsern Fortschritten in den Musenkünsten gefaßt zu haben schienen, im Vorbeygehen etwas von der meinigen über den Zustand unsrer dramatischen Poesie merken ließ; als ich Sie fragte, wo unsere Corneille, Racine, Moliere, u. s. w. seyen? wo die deutschen Tragödien, die wir Werken, wie Cinna, Athalia, Britannikus, Catilina, Alzire, Mahomed, u. s. f. entgegen stellen dürften, ohne uns vor allen Personen von Geschmack in ganz Europa lächerlich zu machen? — Als ich Ihnen dieß schrieb, hatte ich wenig Hoffnung, daß in dem Zustand, worin unsre dramatische Dichtkunst und unsre Schaubühne sich seit einigen Jahren befinden, und bey der fast allgemeinen Gleichgültigkeit, womit unsre besten Köpfe dem Verfall des Geschmackes und der Kunst zusehen, meine einzelne schwache Stimme gehört werden und einige Wirkung thun würde. Um so angenehmer wurde ich daher überrascht, als ich vernahm, daß ein mit Patriotischem Eifer für diesen Zweig des Nazional-

ruhms erfüllter Mann jene Fragen für eine Aufforderung genommen habe, und dadurch zu einem neuen Versuch angefeuert worden sey, ob es möglich seyn möchte, unsre tragische Muse wieder in den Weg, den Schlegel, Cronegk, Brawe, Weise schon so glücklich betreten hatten zurück zu leiten, und (was die Hauptabsicht des edeldenkenden Mannes zu seyn scheint) Nachfolger zu erwecken, die ihm selbst in dieser ruhmvollen Bahn zuvorlaufen, und endlich einmahl zeigen würden, daß dem deutschen Genius, von deutscher Unverdrossenheit und Beharrlichkeit unterstützt, auch diese hohe Zinne des Ruhmtempels nicht unersteiglich sey.

Dieser Versuch, diese unverhoffte und seltsame Erscheinung auf unserm heutigen Parnaß, nennt sich Cleopatra und Antonius, ein Trauerspiel in Versen von vier Aufzügen, gegen das Ende des letztverwichnen Jahres in K. K. Nazional-Hoftheater zu Wien aufgeführt; und der Mann der den Muth hatte mit einem so kühnen Versuche gegen den herrschenden Geschmack Sturm zu laufen, ist der K. K. Oberst und Kommandant des Graf Karl Colloredoischen Infanterie-Regiments, Herr von Ayrenhof, der sich durch die Trauerspiele, Hermann u. Thusnelde, und Aurelius, und vornehmlich durch das auf allen unsern Schaubühnen so bekannte und beliebte Lustspiel, der Postzug, schon seit funfzehn Jahren eine Stelle unter den Schauspieldichtern unsrer Zeit erworben hat.

Was ich von einem Werke forderte, das wir den Meisterstücken eines Racine, Crebillon und Voltaire an die Seite stellen könnten, war (wie Sie

Sich erinnern werden) sehr viel; aberes war nicht mehr als was ich von mir selbst fordern würde, und müßte, wenn mich jemahls die Verwegenheit anwandeln könnte, meine Kräfte gegen solche Athleten messen zu wollen. Der Verfasser dieser neuen Kleopatra ließ sich durch die Größe dieser Forderungen und die Schwierigkeit, sie zu befriedigen, nicht abschrecken; was kann ein Versuch schaden? sagte er zu sich selbst, und leistete — was ihm, in seiner Lage, bey einem Beruf, der mit der geschäftlosen Ruhe der friedsamen Musen so stark absticht, auf einer Stelle, welcher er mit Ruhm und zur Zufriedenheit eines Monarchen vorsteht, der sich durch keinen Scheindienst befriedigen läßt, kurz, was einem Dilettanten, der den Musen nur einige Erhohlungsstunden opfern kann, möglich war; und gewiß mehr, als man den meisten von den Herren, die sich der Schaubühne zeither bemächtigt haben, zuzutrauen Ursache hat. Gesetzt auch, daß er mit diesem Versuche nichts mehr ausgerichtet hätte, als die Aufmerksamkeit des litterarischen Publikums, der Liebhaber der Schaubühne, und der Schauspieler selbst, nach einer zu langen Pause, wieder auf die wahre Kunst des Trauerspiels und die großen Muster der Griechen und Franzosen zu lenken, und in irgend einem jüngern, von andern Sorgen ungefesselten, mit Genie und Talenten ausgerüsteten Manne, die edle Ruhmbegierde zu entzünden, den Geschmack der Nazion durch Meisterstücke in dieser Art von Irrwegen zurückzubringen, auf denen wir uns eben so weit von der Natur, welcher wir zu opfern vermeinen, als von der Kunst entfernt haben; würde nicht dieß al-

lein schon Verdienstes genug seyn, und dem edeln Manne, der einer so glücklichen Veränderung den ersten Schwung gegeben, den Dank aller derjenigen erwerben, denen der Ruhm unsrer Litteratur nicht gleichgültig ist? — Und wem, der noch einiges Gefühl für Nazionalruhm hat, kann diese gleichgültig seyn?

Herr von Ayrenhof hat mir, in Rücksicht auf den oben erwähnten Umstand, die sonst unverdiente Ehre erwiesen, seiner Kleopatra eine Zueignungsschrift an mich vorzusetzen, die zugleich dem Werke selbst zur Vorrede dient, und (außer einer kurzen Rechtfertigung seiner Verfahrungsart in Anlegung des Karakters seiner Heldinn) sein freymüthiges Glaubensbekenntniß über den gegenwärtigen Zustand unsrer Schaubühne und den herrschenden Geschmack des großen Haufens darlegt. Ich muß aber gestehen, daß ich hier nicht immer so ganz mit Ihm einstimmen kann, als er es vorauszusetzen scheint; wenigstens würde ich mich über verschiedne Punkte bestimmter und behutsamer ausgedrückt haben; — und dieß eben nicht aus Poltronerie, oder aus politischen Rücksichten, sondern aus Furcht ungerecht zu seyn, und um nicht aus einer Extremität in die andere zu fallen.

In zweyen Stücken bin ich mit dem Herrn Obersten gänzlich einerley Meinung: nähmlich daß wir Unrecht haben, die guten Werke der Franzosen zu verachten, weil wir vielleicht verzweifeln sie in ihrer Manier erreichen zu können; und, daß die unverständige Nachahmung Shakespears, und der Englischen Schaubühne überhaupt, großen Unfug auf den unsrigen angerichtet hat. Aber was be-

weiset dieß gegen Shakespearn selbst? Wahrlich nicht ein Jota mehr, als die schülerhaften Übersetzungen und Nachahmungen Französischer Muster, die vor dreyßig bis vierzig Jahren aus der Gottschedischen Schule hervorgingen, gegen Racine oder Voltaire bewiesen!

Ich bin so überzeugt als es jemand seyn kann, daß der Ödipus des Sofokles eines der vollkommensten Muster der Tragödie ist; und daß die Regeln, die von diesem Meisterstück der tragischen Kunst abgezogen worden, Regeln sind, bey deren Beobachtung ein Mann, der den Geist des Sofokles geerbt und den Vortheil gehabt hätte, ein eben so glückliches Süjet als der Ödipus ist, aufzufinden, ein eben so vortreffliches Trauerspiel hervorbringen würde. Aber die bloße Beobachtung dieser Regeln, besonders der sogenannten drey Einheiten, macht darum noch kein vortreffliches Werk, und das regelloseste Stück, mit Shakespears Genie, tiefem Blick in die innersten Falten des Herzens, Lebendigkeit und Energie der Imaginazion, Wärme des Gefühls, und unerschöpflichem Reichthum an Gedanken und Bildern geschrieben, würde doch wohl, ohne jemandes Widerrede, unendlich mahl mehr werth seyn als Gottscheds Cato, mit aller Beobachtung der Regeln des göttlichen Aristoteles. Wer wollte nicht lieber mit einem sehr unregelmäßig gebauten Äsop Umgang pflegen, als mit einem Antinous, wenn er nur eine hirnlose Puppe wäre?

Shakespears Stücke sind, größten Theils, Haupt- und Staatsakzionen, oder dramatisierte Novellen und Mährchen, bey deren Anlage

er so wenig an den Plan des Ödipus dachte, als an das Ceremonien-Tribunal zu Peking. Nicht desto besser! sagt Hr. v. A. und beynahe möchte ich es auch sagen, wenn ich überzeugt wäre, daß Shakespear durch Regelmäßigkeit nicht mehr verloren als gewonnen hätte. Aber es sey dem so! Er ist und bleibt dennoch (mit Erlaubniß meines edeln Freundes) der erste dramatische Dichter aller Zeiten und Völker — nicht weil er er sich über die Regeln der Griechischen Tragödie wegsetzte; nicht wegen seiner Vermengung des erhabensten Tragischen mit dem niedrigsten Komischen; nicht wegen gewisser Fehler, die ihm mit den größten Schriftstellern seiner Nazion und Zeit gemein waren, noch wegen der Opfer, die er dem schlimmen Geschmacke seines Publikums, von welchem er seinen Unterhalt ziehen mußte, wissentlich brachte — dieß dächte ich, sollte sich doch endlich einmahl von selbst verstehen! — sondern weil ihn, in allem was das Wesentlichste eines großen Dichters überhaupt und eines Dramatischen insonderheit ausmacht, an Stärke aller Seelenkräfte, an innigem Gefühl der Natur, an Feuer der Einbildungskraft, und der Gabe sich in jeden Karakter zu verwandeln, sich in jede Situazion und Leidenschaft zu setzen, weder Corneille noch Racine, weder Crebillon noch Voltaire, nicht nur nicht übertroffen, sondern (wenn wir ohne Vorurtheile und nach hinlänglicher Untersuchung und Vergleichung der Sache urtheilen wollen) bey weitem nicht erreicht haben. Wer von Spuren eines großen Genies spricht, die man oft in seinen Werken finde, erweckt den Verdacht, sie nie gelesen zu haben. Nicht Spuren, sondern immerwährende Ausstrahlungen

und volle Ergießungen des mächtigsten, reichsten, erhabensten Genius, der jemahls einen Dichter begeistert hat, sind es, die mich, bey Lesung seiner Werke, überwältigen, mich für seine Fehler und Unregelmäßigkeiten unempfindlich machen, mich, unter dem Zauber seiner allgewaltigen Fantasie, eben so wenig an Französische Regeln und Französische Muster denken lassen, als mir in einer herrlichen Landschaft, oder in einem majestätischen, von der wärmsten Sonne beleuchteten Walde einfallen könnte, zu beklagen, daß Le Notre der Natur hier nicht mit seiner Meßschnur und Baumscheere zu Hülfe gekommen sey. Shakespears Werke sind, in Vergleichung mit regelmäßigen Tragödien nur in so fern Ungeheuer (wie sie Hr. v. A. nennt) als die Domkirche zu Mayland oder die Abtey von Westminster in Vergleichung mit Griechischen Tempeln, oder die Faßade des Straßburger-Münsters in Vergleichung mit der Faßade vom Louvre Ungeheuer sind. Ein mittelmäßiges Tempelchen, nach Jonischer Ordnung gebaut, wäre freylich eleganter als die majestätische Kathedralkirche zu York, die eines der prächtigsten Denkmähler im sogenannten Gothischen Geschmacke ist: aber was müßte das für ein Kopf seyn, der, (wenn es auf ihn ankäme) diese niederreissen lassen wollte, um jenes an ihren Platz zu setzen?

Shakespears Unregelmäßigkeit wird, an sich selbst, nie eine Schönheit werden, wiewohl sie bey ihm oft die Veranlassung großer Schönheiten ist, und seine Fehler bleiben Fehler, wiewohl sie Fehler eines großen Mannes sind. Es ist nicht wohl gethan, jene nachzuahmen, ohne von der Natur mit Geisteskräften wie die seinige ausgesteuert worden zu seyn;

und es ist lächerlich, diese nachzuäffen. Aber was könnte denn auch das servum pecus geistloser Nachahmer an einem Shakespear sonst nachahmen als seine Fehler? Seine Genie läßt sich freylich nicht nachahmen. Indessen sind es doch bloß die Affen Shakespears, deren Machwerk er nun darum entgelten soll, weil sie ihn von seiner tadelhaften Seite zum Muster genommen haben. Immerhin eifere man gegen seine unberufenen, unverständigen und geschmacklosen Nachtreter! Aber was hat Shakespear mit diesen zu schaffen? Er steht für sich selbst. Seine Werke, an denen die Natur so viel und die Kunst so wenig Antheil hat, werden ewig das Vergnügen aller Leser von unverdorbenem Gefühl, und das Studium aller wahren Künstler bleiben; sie sind gemacht, gelesen, empfunden, studiert, aber nicht anders nachgeahmt zu werden, als in so ferne die getreuen Abdrücke der Natur, die sie uns in so großem Überflusse darstellen, als eben so viel Modelle betrachtet werden können. Ungeachtet der ausgebildete Mensch alles was er ist, gewissermaßen durch Nachahmung wird: so ist doch gewiß, daß nur Menschen, die mit dem Geiste der schönen Künste geboren wurden, nur Menschen von wahrem entschiedenem Talente, fähig sind, die großen Meister, deren Lehrerinn die Natur selbst war, mit Diskrezion und Weisheit nachzuahmen. Das Vorbild mag ein Shakespear oder ein Corneille, ein Rafael oder ein Rembrand seyn, wenn derjenige, der sich nach ihm bilden will, ein servum pecus oder ein Affe ist, so kann nichts Taugliches herauskommen. Wenn Shakespear auch nie unter uns bekannt worden wäre, oder gar nicht existiert hätte, so würden wir,

aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein einziges vortreffliches Werk mehr, und kein schlechtes weniger haben. Die von der letzten Gattung würden nur unter andern Formen und in einer andern Manier schlecht seyn: statt mißgeschaffner Nachahmungen des Engländers, würden wir eine größere Anzahl schaler, geistloser, gereimter oder ungereimter Nachahmungen der Franzosen bekommen haben, statt wilder Menschenfresser, Tollhäusler, Banditen, und Helden die aufs Rad oder wenigstens an eine Galeerenkette gehören, würden wir Scuderische und Calprenedische Romanhelden, oder in feine Parisische Herren und Damen verwandelte Griechen, Römer und Morgenländer auf unsern Bühnen sehen, und was hätte dann die Kunst oder unsere Litteratur dabey gewonnen? — Noch einmahl also, nicht darin daß wir schlechte Muster genommen, sondern daß wir den guten größten Theils auf einem verkehrten Wege und auf eine verkehrte Art nachgeahmt haben, liegt das Übel, welchem abgeholfen werden muß, und vermuthlich sobald abgeholfen werden wird, als in einer Deutschen Stadt, welche groß und reich genug ist, ein gutes stehendes Theater zu unterhalten, die Anzahl der Leute von Geschmack groß genug seyn wird, um dem übrigen Publikum den Ton anzugeben; und sobald es also für Männer von Genie, Wissenschaft und Talent ehrenvoll und belohnend genug seyn wird, sich der Schaubühne ganz zu widmen.

Da der Herr von Ayrenhof, indem er seinem Unmuth über die Nachahmer Shakespears und der Engländer überhaupt Luft macht, auch des Schau-

spiels Götz von Berlichingen erwähnt, so sey mir erlaubt bey dieser Gelegenheit ein paar Worte über dieses Werk zu sagen, welches bey seiner ersten Erscheinung eine so große und allgemeine Sensazion machte. — „Ich bin ganz der Meinung (sagt der Herr von Ayrenhof) das Götz von Berlichingen in jeder Rücksicht jedes Meisterstück des göttlichen Shakespear aufwiege: — und da er damit das Ärgste, was sich von dem Werke unsers Landsmannes sagen lasse, gesagt zu haben vermeint: so glaubt er dem Verfasser eine Art von Reparazion schuldig zu seyn, indem er hinzusetzt: „ich bitte Sie, dieß ja nicht als Gespötte über den Verfasser Götzens anzusehen. Seine Leiden Werthers erheben ihn in den Rang unsrer besten Schriftsteller; aber sein Theatergeschmack, seine Theaterstücke, *) so viel einzelnes Schöne man darin findet, kann ich unmöglich gut heißen." — Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben scheint und häufig zu verstehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigstens eben so viel unschuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von sehr verschiedener Art durch mehr oder weniger unreife, oder unsinnige Mißgeburten des Genies oder After-Genies, der Schwärmerey, der Nachahmungssucht, der Eitelkeit sich auch vom Boden zu erheben, u. s. w. seit zehn Jahren auf unsern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakespear selbst. Aber ich läugne schlechterdings daß der Verfasser Götzens die Absicht

*) Doch wohl den sehr regelmäßigen Klavigo ausgenommen.

daben gehabt habe, ein gangbares Stück für unsre meistens herumziehende Schauspielertruppen zu verfertigen, oder solche regelmäßige Stücke, deren geringste Tugend die Regelmäßigkeit wäre, von unsern Schaubühnen zu verdrängen. Seine Absicht war wohl hauptsächlich, seine Kräfte an einem großen Dramatischen Zeit- und Sittengemählde zu versuchen; wozu er den Stoff aus der Geschichte unsers eignen Vaterlandes nahm, theils um sich selbst desto lebendiger hinein denken zu können, theils es der Nazion desto interessanter zu machen. Vermuthlich fühlte er sich damahls stark versucht, dem Ruf seines Genius, der ihn in die dramatische Laufbahn zog, nachzugeben. Er wollte vielleicht durch diesen ersten Versuch bloß seine Sendung vor den Augen der Nazion legitimieren; und er zeigte uns, was der in der Folge leisten könnte, der so anfing. Das Publikum erstaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit so ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geist, der in so vielen, so ungleichartigen Personen von allen Ständen, vom Kaiser Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingerissen und überwältiget. In der ersten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von gesundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künstlichen und abgeredeten Formen so gewöhnt waren, daß der Mangel derselben sie gegen die kleinste Schönheit eines Werkes, das die Natur so sichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können; diese Wenigen sahen mit herz-

licher Freude, vielleicht auch mit Eifersucht, Shakespears Genius in einem jungen Deutschen wieder aufleben; und versprachen unsrer Litteratur und Schaubühne die herrlichsten Früchte von der völligen Reife eines Geistes, dessen erstes Produkt schon so viel männliche Stärke, so viel überlegenden Verstand, eine so kräftige und doch schon so gebändigte Einbildungskraft, ein so richtiges Gefühl dessen, was im Menschen natürlich und was konvenzionell ist, einen so fein unterscheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepoken, Stände, Geschlechter, und einzelne Personen karakterisiert, zu Tage legte. Das Schicksal scheint in Rücksicht auf die Bühne diesen Hoffnungen nicht günstig gewesen zu seyn. Aber wer die Ifigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben diesem Verfasser, eben so ganz im Geiste des Sofokles als sein Götz im Geiste Shakespears geschrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein so großer Werth liegt) regelmäßiger als irgend ein Französisches Trauerspiel, — wer (sage ich) diese Ifigenia gelesen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unsrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Absicht dieses Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meister Panglossens Lieblingssatz aufstoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn sein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakespearn oder Sofokles um den Preis ringen konnte, würde geschickter gewesen seyn den Gebrechen unsrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausschweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakespears Wer-

ken ist, mit der schönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunst und dem Geschmacke, worauf die Franzosen sich so viel zu gute thun, unsrer dramatischen Muse einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verschaffen, den ihr keine andre Nazion so leicht hätte streitig machen können?

Inzwischen bin ich doch versichert, daß uns schon Götz von Berlichingen allein, — ungeachtet er zur Aufführung weder geschickt noch gemacht war, ungeachtet er (so wie alle andere guten Dinge in der Welt) durch sein bloßes Daseyn vielerley Mißbrauch veranlaßt, einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat; und daß ein Advokat des Publikums gegen die beleidigenden Vorwürfe gewisser Liebhaber, die in Verehrung der Französischen Litteratur eben so sehr als andre in Verachtung derselben auszuschweifen scheinen, ganz erhebliche Dinge zu dessen Entschuldigung aufbringen könnte. Ich will mich deutlicher erklären.

Als Gottsched die Reformazion der Schaubühne mit seinem bekannten Eifer zu betreiben anfing, behalf man sich, weil die Natur keine Sprünge macht, mit schlechten oder mittelmäßigen Übersetzungen und Nachahmungen der Franzosen. Ein Stück in leidlich fließenden Reimen, worin die drey Einheiten genau beobachtet waren, hieß ihm und seiner Schule ein gutes Stück. Schlegels Canut war, so viel ich weiß, das erste, das sich über die Mittelmäßigkeit erhob. Ihm folgten nach und nach einige andre. Aber es sey nun, daß die Umstände nicht günstig genug waren, oder daß die Wahl der Süjets, oder die Art der Behandlung nicht Interesse genug hatte, oder woran es sonst lag: genug, unsre dramatischen Musen schlepp-

ten sich in einem schmachtenden Zustande hin, und konnten noch immer keinen nazionellen Karakter gewinnen. Fast alles, was man auf unsern Schaubühnen sah war fremdes Eigenthum; und nachdem man sich an deutsch verkleideten Stücken von Racine, Moliere, Destouches, Voltaire, La Chaussee u. s. w. müde gesehen hatte, kam es so weit, daß man sogar einen Goldoni zu Hülfe rufen mußte. Der Deutsche der ins Schauspielhaus ging, mußte auf einmahl ein Pariser oder Venetianer werden, um an dem, was ihm vorgemacht wurde, einigen Antheil nehmen zu können. Von Zeit zu Zeit gaben uns zwar die neuen Moden, die von Paris kamen, wieder das Vergnügen der Veränderung. Wie man in Lustspielen nicht mehr lachen konnte, fing man an, es sehr angenehm zu finden, darin zu weinen. Als man überdrüßig war, sich für die Mithridaten, die Bajazeth, die Orosmane, und die ganze Familie der Atriden, die uns so wenig angingen, in Ausgabe von Mitleiden zu setzen, empfing man das bürgerliche Trauerspiel und das sogenannte Drama, das sich der terenzischen Komödie nähert, mit offnen Armen. Aber ein einziger Pere de Famille, eine einzige Eugenie oder Cenie zeugte so viel ungerathene deutschfranzösische Bastarde, und unsre Schaubühne wurde mit einer solchen Sündfluth von dramatisierten Romanen und dialogierten Alltagsbegebenheiten überschwemmt: daß man endlich auch dieser Waare herzlich überdrüßig zu werden anfing. Während dem Lauf aller dieser Theaterveränderungen war ein Mann von großen Talenten, echter Gelehrsamkeit und tiefer Menschenkenntniß, wiewohl mehr Filosof als Dichter,

mit

mit Einem Worte, Lessing, aufgestanden, und hatte theils durch Kritik theils durch einige Stücke, die von dem, was man auf unsern Bühnen gewohnt war, gewaltig abstachen, den Geschmack zu verbessern, und unsre Schauspieldichter auf den rechten Weg zu bringen versucht. Seine Sara Samson, Minna von Barnhelm, Emilia Gallotti, hatten eine sehr große Sensazion gemacht; aber sie waren in zu langen Interwallen von einander erschienen, um der Schaubühne einen wesentlichen und dauerhaften Dienst zu thun; und sie hatten auch, die Wahrheit zu sagen, zu viel von der individuellen Vorstellungsart des Verfassers in sich, um, als Muster, die armen Nachahmer, die hinter einem Manne von gar zu sehr überlegnen Kräften einherhinken, nicht öfters irre zu führen. Wiewohl wir also dadurch den Vortheil gewannen, uns dem Englischen Geschmack mehr zu nähern, und mehr Natur, mehr Akzion, und also auch mehr Interesse in unsre Dramen zu bringen: so blieb doch unser Theater im ganzen genommen noch immer eine wahre Trödelbude; die kleine Anzahl guter Originalstücke verlor sich in der unendlichen Menge genie- und geschmackloser Kopien und Nachahmungen, wozu alle Nazionen des Erdbodens in Kontribuzion gesetzt wurden; und theils die unglückliche Gutmüthigkeit unsers Publikums, mit allem vorlieb zu nehmen was ihm vorgesetzt wird, theils die Unthätigkeit unsrer besten Köpfe, die entweder gar nichts oder viel zu wenig thaten, und dem bessern Geschmack die Oberherrschaft zu verschaffen, warf uns immer wieder in den alten verwirrten Zustand zurück; wo es, ungeachtet wir eine ungeheure Menge von Theaterstücken von allen

Gattungen, Formen, Manieren und Tonarten, und eine große Anzahl herumziehender Schauspielergesellschaften aufzuweisen hatten, gleichwohl beynahe lächerlich gewesen wäre, uns gegen die Ausländer einer deutschen Schaubühne zu rühmen.

So lagen die Sachen, als in einem Momente, wo jedermann sich nach Veränderung sehnte, und auf mehr als eine Art vorbereitet und gestimmt war, jede Neuerung, so kühn sie auch seyn möchte, willkommen zu heißen, Götz von Berlichingen im Druck erschien, und durch die außerordentliche Wirkung, die er besonders auf die jüngere Hälfte des lesenden Publikums that, das in unsrer Litteratur sonderbar hervorstechende siebente Zehend dieses Jahrhunderts auch für die Schaubühne merkwürdig machte. Es war leicht vorauszusehen, daß er die Revoluzion bewirken würde, über welche Herr von Ayrenhof so bittre Klagen führt, und durch welche wir (wie nicht zu läugnen ist) allerley seltsame, zum Theil mißrathene, und eines aufgeklärten Zeitalters unwürdige Produkte mit dem lebhaftesten Beyfall auf deutschen Schaubühnen gekrönt gesehen haben. Das Faktum ist beym ersten Anblick wunderlich genug; aber bey weitem nicht so unnatürlich, oder unserm Publiko so schimpflich, als es einem einseitigen Zuschauer vorkommen mag. Unter den Stücken, die ihr Daseyn wahrscheinlicher Weise der Eifersucht über den Succeß des Götz von Berlichingen zu danken haben, und die dem Herrn von Ayrenhof nicht mehr als allen andern Personen von gesundem und gebildetem Geschmack anstößig sind, könnte ich nicht wenige nennen, (wenn sie nicht ohnehin bekannt genug wären) denen auf unsern ansehnlichsten Schau-

bühnen, in den vornehmsten Städten Deutschlands, in Wien, Berlin, München, Mannheim, ja sogar in Herrn Adelungs deutschem Athen, und in Hamburg, wo Lessings Dramaturgie billig ein vorzüglich aufgeklärtes Parterre hätte bilden sollen, der wärmste entschiedendste Beyfall zugeklatscht worden ist. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß diese Stücke zeither die Lieblingsstücke des Publikums gewesen sind; und, so wie man keinem dramatischen Autor verdenken kann, wenn er sich auf allgemeinen Beyfall etwas zu gute thut, und den Weg, auf welchem er denselben erhalten hat, für den Besten hält: so ist es auch, auf der andern Seite, unmöglich, daß eine ganze Nazion *) das lebhafteste Wohlgefallen an einem Schauspiel finde, ohne daß es einige Verdienste habe, die dieses Wohlgefallen rechtfertigen. Kurz, das Publikum kann in Dingen, wo es auf seinen Vortheil, oder auf sein Vergnügen ankommt, nie ganz Unrecht haben; und wenn wir recht nachsehen, warum die Schauspiele, wovon hier die Rede ist, so großen Beyfall erhielten: so wird sich finden, daß es im Grunde die nähmlichen sind, warum Schauspiele bey jedem Volk in der Welt, seitdem es Völker und Schauspiele giebt, eine besondere Sensazion gemacht haben. Bey den allermeisten Trauerspielen, Lustspielen, Dramen u. s. w. womit wir seit

*) Da die Anzahl der Dissenzienten gegen die Majorität sich kaum wie eins zu hundert verhält, so sieht man wohl, daß sie hier gar nicht in Betrachtung kommen kann.

Gottschebs Zeiten unterhalten wurden, mußten wir uns bald nach Griechenland, bald nach Italien, bald nach Frankreich oder England, bald nach Konstantinopel, Babylon, Memfis oder Peking versetzen lassen. Diese Ausländer waren, so zu sagen, das einheimische eigenthümliche Land unsrer Tragödie. Deutsche Geschichte, deutsche Helden, eine deutsche Scene, deutsche Karakter, Sitten und Gebräuche waren etwas ganz Neues auf deutschen Schaubühnen. Was kann uns natürlicher seyn, als daß deutsche Zuschauer das lebhafteste Vergnügen empfinden mußten, sich endlich einmahl, wie durch eine Zauberruthe, in ihr eigen Vaterland, in wohlbekannte Städte und Gegenden, mitten unter ihre eignen Landesleute und Voraltern, in ihre eigene Geschichte und Verfassung, kurz unter Menschen versetzt zu sehen, bey denen sie zu Hause waren, und an denen sie, mehr oder weniger, die Züge, die unsre Nazion karakterisieren, erkannten? Dieser einzige Umstand würde schon hinreichend seyn, das Fänomen zu erklären: aber er ist noch nicht alles. Die besagten Schauspiele — so wild und unregelmäßig im Plan, so übertrieben in Karaktern und Leidenschaften, so schwülstig, bombastisch, ungleich, unrichtig, auch wohl unanständig und schmutzig in Sprache und Ausdruck, sie zum Theil seyn mögen — haben das Verdienst, durch stark gezeichnete und abstechende Karakter, heftige Explosionen gewaltiger, stark kontrastierender Leidenschaften, außerordentliche Situazionen, eine große Mannigfaltigkeit von dramatischen Gemählden, viel Schaugepränge und Akzion, viel Theaterveränderungen und opermäßige Dekorazionen,

kurz durch alles was stark auf die Sinnlichkeit wirkt, die Zuschauer auf den Schauplatz zu heften und immer in Erwartung, Unruhe und abwechselnde Erschütterungen von Liebe und Haß, Bewunderung und Mitleiden, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Entsetzen, Freude und Traurigkeit, kurz in alle die Affekten zu setzen, worein alle, oder doch die meisten Menschen, wenn die Sache sie nur nicht unmittelbar angeht, sich so gerne setzen lassen. Welch ein Abstand von der Langenweile, oder höchstens der schwachen Theilnehmung, welche die Einförmigkeit, die wenige, mühsam sich fortschleppende Handlung, die für den größern Theil der Zuschauer unintereſſanten oder gar unverständlichen Dialogen oder Monologen, die immer mehr in rednerische Deklamazion als wahre Akzion gesetzten Leidenschaften, und die meistens frostigen fünften Akte des größten Theils der französischen Stücke oder ihrer Nachahmungen hervorbrachten! Ist es Wunder, wenn man diese verließ, um jenen zuzulaufen? Und verdient das Publikum ausgescholten zu werden, daß es sich lieber so viel als möglich unterhalten und in lebhafte Bewegungen setzen als ennuyieren läßt? Warum in aller Welt sollen wir uns immer mit Schauspielen behelfen, die weder kalt noch warm machen, und weder zu unserm Nazional-Temperament, noch zu unsern Sitten und unsrer Verfassung passen? Warum soll die Schaubühne nie wahre lebendige Darstellung der Natur seyn: und warum sollen wir, anstatt wahrer Kopien, immer nur abstrakte Ideale, statt der lebendigen Akcente des Gefühls und der energischen Sprache der Leidenschaften, immer nur Kompendien-

Moral, Sentenzen, und die Kompliments- oder Repräsentazions-Sprache der feinen Welt hören? Wenn Götz von Berlichingen und seine wohl oder übel gerathenen Nachahmungen kein anderes Verdienst hätten, als daß sie uns durch die Erfahrung, die man von ihrer Wirkung gemacht hat, den Weg gezeigt hätten, auf welchem wir eine wahre Nazional-Schaubühne erhalten können, so wäre es schon Verdiensts genug. Männer von Genie, aber Männer, nicht rohe, ungebändigte, von Natur- Kunst- und Weltkenntniß gleich stark entblößte Jünglinge, die ohne es zu merken alle Augenblicke von einer halbwahnsinnigen Fantasie über die Grenzen der Natur und des Schicklichen hinausgerissen werden — Männer von wahrem Genie und Talent, sage ich, werden (wie uns das Beyspiel des Verfassers von Götz und von Iphigenia schon gezeigt hat) auf diesem Wege zuletzt unfehlbar selbst mit einem Aeschylus und Sofokles zusammentreffen, und man wird alsdann finden, daß die Formen der Griechen nicht alle andern Formen ausschließen; daß unter den Regeln, die von ihren Werken abgezogen werden können, verschiedene bloß angenommen, und lokal *) waren; und daß die Dichtkunst keine ande-

*) So gründet sich z. B. die Regel der Einheit des Ortes (deren Aristoteles nicht einmahl erwähnt hat) bloß darauf, daß in der alten Tragödie der Kor, der immer auf dem Theater blieb, ein wesentlicher und unentbehrlicher Theil des Schauspiels war: wo

re indispensable Gesetze kennt, als diejenigen, ohne welche sie nicht im Stande wäre, ihre Allgewalt über Einbildungskraft und Herz der Menschen, auf diejenige Weise, die zu gleicher Zeit die angenehmste und dem Zweck der menschlichen Gesellschaft die zuträglichste ist, auszuüben. Denn dieser letzte Punkt soll und darf freylich bey keiner Kunst, die in der bürgerlichen Gesellschaft getrieben wird, aus den Augen gesetzt werden.

Wenn ich also, mein lieber M**, ein versifiziertes und gereimtes deutsches Trauerspiel, das neben einem von Racine oder Voltaire stehen könnte, zu sehen gewünscht habe, so wollte ich damit weder mehr noch weniger sagen; als daß wir, so viel ich wüßte, noch kein solches Stück hätten; und daß es uns nicht eher anstehe, die Franzosen herabsetzen zu wollen, bis wir gezeigt hätten, daß wir es Ihnen in Ihrer Manier zuvor thun können. Aber ich war weit entfernt diese Manier, diese Form, für die einzige, oder nur für die beste zu halten; weit entfernt einen Racine oder Voltäre wegen ihrer Regelmäßigkeit, wegen eines mehr oder weniger künstlichen Plans, wegen der reinern Sprache, schönern Versifikazion, und überhaupt wegen des feinern und edlern Geschmacks ihrer Zeit über Shakespearn zu erheben, dem sie an Genie und Imaginazion, an tiefem Gefühl und getreuer Darstellung der Na-

er dieß nun nicht ist, da ist auch kein hinlänglicher Grund, diese Einheit zu einem Gesetze zu machen.

tur so weit nachstehen als die spruchreiche filosofische Henriade der Ilias. Ich war eben so weit entfernt, unsern Götz von Berlichingen, als Lear, Hamlet oder Othello, für Ungeheuer zu halten: oder die neuern Nachahmungen derselben deßwegen, weil die Einheiten der Zeit und des Ortes und andre Regeln nicht darin beobachtet sind, für verwerflich zu halten. Wenn ich sie tadle, so ist es wegen solcher Fehler, Ausschweifungen und Ungereimtheiten, die es auch in dem regelmäßigsten Stücke seyn würden. Ich wünsche nicht, daß wir uns sklavisch weder nach den Griechen noch nach den Franzosen bilden: sondern daß wir eine Schaubühne hätten, die sich so gut für uns schickte als die Schaubühne des Sofokles und Aristofanes für die Zeit des Perikles, oder die des Racine und Moliere für den Hof und die Hauptstadt Ludwigs des Vierzehnten; die aber von allen Fehlern, die den allgemeinen Menschensinn beleidigen und dem wahren Zweck der Schauspiele *) zuwider sind, gereinigt, in ihrer Art vortrefflich genug wäre, um Personen von Verstand und Geschmack, welches Landes

*) Dergleichen sind die Erregung solcher Erschütterungen, die, ohne einige Beymischung von Vergnügen, bloß Ekel, Grauen und peinliche Beklemmung verursachen — oder Aufstellung solcher Narren, dergleichen man allenfalls nur in Tollhäusern findet, und solcher Bösewichter, die man sich nur als eingefleischte Teufel möglich denken kann — die Überladung mit Episoden, unter welchen die Hauptfiguren erdrückt werden, u. s. w.

und Volkes sie auch seyn möchten, auch durch Schönheiten die von Nazional- und Lokal-Verhältnissen, und allen Arten konvenzioneller Form unabhängig sind, zu gefallen. Ich glaube daß man gegen die Franzosen gerecht seyn kann, ohne darum Partey gegen die Engländer zu nehmen. Meiner Meinung nach kann ein Mann von Talenten in allen Gattungen schätzbare Werke hervorbringen, und (wenn ich Voltären hier eine Wendung abborgen darf) die einzige Gattung, die ich aus unsrer Litteratur verbannt zu sehen wünsche, ist — die langweilige.

Über die Frage was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandte Gegenstände.

1782.

I.

Einer der verdientesten deutschen Sprachforscher unsrer Zeit hat diese Frage im ersten Stücke seines Magazins der deutschen Sprache auf eine Art beantwortet, welche zwar niemanden befremden kann, dem sein Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und seine Lehrbücher unsrer Sprache bekannt sind, die aber um so mehr Aufmerksamkeit erregen muß, da er sie in zwey besondern Abhandlungen des besagten Magazins ausführlich vorgetragen, und da es für die Kultur unsrer Sprache und Litteratur nichts weniger als gleichgültig seyn kann, wie diese Frage beantwortet werde.

Herr Adelung hat in seiner Vorrede bereits selbst vermuthet, „daß er es durch seine Entscheidung mit unsern deutschen Provinzen gleich im Anfange völlig verderben werde. Allein (setzt er hinzu) ich kann mir nun einmahl nicht helfen; es ist Wahrheit, und ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist." Er ist also seiner Sache gewiß; und wenn ein Sprachgelehrter von seinem Ansehen aus einem solchen Tone spricht — seiner Sache so gewiß ist: so ist nicht nur zu erwarten, daß seine Gründe einleuchtend, und entscheidend seyn, sondern auch, daß sie bey dem größern Haufen, der sich in

unparteyische Untersuchung und genaue Prüfung solcher Materien nicht einzulassen pflegt, durch sein bloßes Ansehen ein neues Gewicht erhalten, und also, wenn sie auch nicht entscheidend wären, bey vielen eben dieselbe Wirkung thun werden, als wenn sie es wären.

Der bescheidene Ton, der in Sachen, wo keine eigentliche Demonstrazion Statt findet, auch da, wo man das Wahrscheinlichste zu behaupten glaubt, doch möglichen Gegengründen, und, im Falle, daß diese überwiegend wären, der Überzeugung von einer bessern Meinung Raum läßt — hat diesen Vortheil nicht; wiewohl er sich schon dadurch empfehlen könnte, daß er bey den Griechen der Ton des Sokrates, und bey den Römern des Cicero war. Ich bin einer von denen die sich durch die Gründe, die Herr Adelung für entscheidend hält, nicht überzeugt finden; aber, was ich gegen seine Entscheidung vorzubringen habe, sind bloß Fragen, die ich zu beantworten versuchen werde, Zweifel, über die ich belehrt zu werden wünsche. Sollten die Fragen und Zweifel nicht anders gründlich beantwortet und aufgelöst werden können, als auf eine Art, die mit Herrn Adelungs Meinung über das, was Hochdeutsch ist, nicht bestehen könnte, oder doch wenigstens eine große Einschränkung und Berichtigung derselben erforderte: so würde auch ich in dem Falle seyn zu sagen: ich kann nicht dafür, daß es Wahrheit ist; und ich habe ein zu gutes Vertrauen zu der Denkart dieses gelehrten Mannes, als daß ich besorgen sollte, ihm dadurch einen schlimmen Dienst erwiesen zu haben.

Nach Herrn Adelungs Meinung hat Deutschland seine Schriftsprache, das ist, die Sprache, worin alle diejenigen schreiben müssen, welche gut deutsch schreiben wollen, wenigstens drey Mahl geändert; erst war sie Fränkisch, dann Südlichdeutsch, und endlich Hochdeutsch. Die erste erhielt sich bis gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo die Kaiserliche Würde an das Schwäbische Haus von Hohen-Staufen kam. Schwaben, in seinem weitesten Umfange, oder das Südöstliche Deutschland, war damahls, oder wurde bey Gelegenheit dieser Staatsveränderung, nach Herrn Adelungs Meinung, diejenige deutsche Provinz, welche alle übrige an Wohlstand und Geschmack übertraf. Sie nahm durch die Nachbarschaft Italiens und des südlichen Frankreichs, an der blühenden Handlung, dem Wohlstande und dem aufkeimenden Geschmacke dieser Länder Theil. Die Höfe der Hohen-Staufen und ihrer Vasallen waren die glänzendsten in Deutschland, und dienten den übrigen Höfen zum Muster. Die Landessprache ward dadurch in den obern Klassen verfeinert, durch die Dichter dieses Zeitraums verbreitet, und würde Deutschlands Schriftsprache geworden seyn, wenn gleich die Deutsche Krone nie auf das Schwäbische Haus gekommen wäre. Sie bekam in den spätern Zeiten den Nahmen des Hochdeutschen, d. i. des höhern verfeinerten Deutschen, der Sprache der obern Klassen, um sie nicht nur von den Mundarten der übrigen deutschen Provinzen, sondern selbst von der gemeinen Schwäbischen Mundart zu unterscheiden.

Diese Schriftsprache, fährt er fort, erhielt sich in ihrem Ansehen bis gegen die Mitte des sechzehn-

ten Jahrhunderts, da sie der neuern Hochdeutschen sowohl den Nahmen als den Vorzug abtrat. Herr Adelung, (der in dem Aufsatze, wovon hier die Rede ist, sein Augenmerk besonders gegen eine Behauptung des Herrn Hemmers in Mannheim richtet, welche ich für jetzt auf sich beruhen lasse) giebt hierauf die Umstände an, die zu dieser neuen Veränderung oder Vervollkommnung der Sprache Anlaß gegeben haben sollen. Das südliche Deutschland verlor nach und nach den Grad von Wohlstand, wodurch es der blühendste Theil von Deutschland gewesen war; dagegen bildete sich das südliche Sachsen durch Bergbau, Manufakturen und Kunstfleiß in der Stille zu der blühendsten Provinz, und legte dadurch den Grund zu dem vorzüglichen Grade des Geschmacks, worin es nachmahls alle übrige übertraf. So wie Kultur und Geschmack in dem südlichen Ober-Sachsen zunahm, so verlor sich auch die Provinzial-Mundart nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgange der obern Klassen — und machte der ältern Hochdeutschen Schriftsprache Platz. Allein wie Ober-Sachsen in beyden über den schwachen Grad hinaus gieng, welchen ehedem das südwestliche Deutschland gehabt hatte, — so fuhr es auch fort, seine gesellschaftliche Sprache zu verfeinern, und daraus entstand denn das neuere Hochdeutsch, welches diesen Nahmen mit dem größten Rechte führt, wenn anders Hochdeutsch so viel bedeutete als höheres, d. i. ausgebildetes Deutsch der obern Klassen.

Herr Adelung erklärt sich hierüber noch bestimmter in der Abhandlung vom Zustande der deutschen Litteratur, welche die fünfte im ersten Stücke seines Ma-

gazins ist. Nach seiner Vorstellung geht es mit der Ausbildung und Verfeinerung einer Sprache so zu. Ein rohes ungebildetes Volk hat auch eine rohe Sprache. So wie jenes an Kultur, Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung und Wohlstand zunimmt, so verbessert sich auch diese. Wirken jene Ursachen eine beträchtliche Zeit lang auf einen Theil der Nazion, so bilden sie endlich den Geschmack. Der gute Geschmack war in Sachsen schon da, ehe die schöne Litteratur noch einen sonderlichen Fortgang machte. Denn er mußte sich erst feinere Sitten, feinere Empfindungsvermögen und eine feinere Sprache bilden. Sollte dieß geschehen, so mußte er in der Provinz, welche er sich zu seinem Sitz erwählt hatte, nähmlich in Ober-Sachsen) erst über alle obern und mittlern Klassen, selbst bis auf einen Theil der niedern, verbreitet werden. Dazu wurde nun freylich viel Zeit erfordert. Aber genug, er kam endlich, dieser glückliche Zeitpunkt, wo der gute Geschmack in den obern und mittlern Klassen des südlichen Ober-Sachsens allgemein genug war, um auf die Sprache und das ganze Empfindungs-Vermögen zurück zu wirken. Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand, die immer größere Volksmenge, die in Ober-Sachsen wieder hergestellte, gereinigte und allgemein gemachte Filosofie, die prächtigen Höfe der Auguste, welche die schönen und bildenden Künste mit vollen Händen unterstützten, und dadurch Schöpfer des feinen Geschmackes

wurden, die von Gottscheden gereinigte *) und von fremden Auswüchsen befreyte Sprache, u. s. f. alle diese vereinigten Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich. Ober-Sachsen ward nunmehr Deutschlands Attika und Toskana; Ober-Sachsen diente dem bisher noch unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerinn; Leipzig wurde Deutschlands Athen; und der Zeitpunkt von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg d. i. von 1756 bis 1760 — war die schönste Epoke (nach Herrn Adelung) nicht nur der schönen Litteratur Deutschlandes, sondern auch des deutschen Geschmackes, worin er den einigen wahren männlichen Grad, welchen die Deutschen nicht überschreiten sollten, erreicht hat. Aber o! mit wie großem Rechte nennt Herr Adelung diesen Krieg einen verderblichen! Er hauchte mit seinem verderblichen Odem auch unsre Sprache und Litteratur an. „Sachsen hörte auf zu blenden und zu rauschen: der hier ausgebildete Geschmack verlor seinen Einfluß aufs Ganze. Die übrigen deutschen Provinzen glaubten nun ohne

*) Der Hamburgische Patriot und die Zürchischen Sitten-Mahler, die zu einer Zeit, da Gottsched noch ein unbedeutender Magister war, ihm schon so viel vorgearbeitet hatten, kommen also nicht in Betrachtung? und der wässrigste, nachlässigste, geist- und geschmackloseste aller deutschen Skribenten unsers Jahrhunderts soll noch immer im usurpierten Besitz der Ehre, die Sprache hauptsächlich gereinigt zu haben, erhalten werden?

fremde Beyhülfe (die verwegnen!) weiter gehen zu können. Aber da die aus dem deutschen Athen erhaltne Bildung in Ansehung des Geschmackes nur noch sehr unvollkommen war: so artete der Geschmack in den Provinzen auch sehr bald aus, weil die feine Empfindung noch nicht den gehörigen Grad erreicht hatte, sich selbst leiten zu können, und doch alle fremde Leitung verschmähte. Daher dann (fährt er fort) die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der widrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind; daher die Jagd auf veraltete und Provinzialwörter, ganz wider den Begriff einer jeden durch Geschmack ausgebildeten Schriftsprache; daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache: daher der Bardengesang, Minnegesang, die fremden Sylbenmaße, und was dergleichen Verirrungen mehr sind, dergleichen sich keine Nazion in den schönen Zeiten ihrer Litteratur hat zu Schulden kommen lassen." Alle diese Übel sind auf unsre Sprache und Litteratur gekommen, weil es den deutschen Provinzen — nicht an Witz und andern Fähigkeiten — sondern an der feinen Empfindung des wirklich Schönen, mit einem Wort an Geschmack fehlt; und das einzige Mittel sie davon zu befreyen ist, daß wir zu den Mustern, die uns Ober-Sachsen in den Jahren 1740 bis 1760 gab, zurückkehren, und uns auf die Sprache der obern Klassen in dieser Provinz, welche sich der gute Geschmack zu seinem Sitz erwählt hat, lediglich einschränken. Denn (sagt Herr Adelung entweder hat Ober-Sachsen den guten Geschmack von 1740 — 1760 gänzlich verfehlt, oder die Wege, wel-

chen man seit dem in den Provinzen gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.

Dieß ist nun eine so kurz als möglich zusammengezogene, und beynahe durchaus in Herrn Adelungs eignen Worten abgefaßte Darstellung seiner Meinung von dem, was Hochdeutsch, d. i. was die wahre reine und richtige deutsche Sprache ist, welche von allen, die nicht zum Pöbel gehören wollen, gesprochen und geschrieben werden soll; und dieß sind die Schranken, innerhalb welchen der Genie, der Witz und die Empfindung aller deutschen Dichter und Prosaisten sich halten muß, wenn sie nicht mit dem Zeichen des schlimmen Geschmacks gebrandmahlet, und zu den Sächsischen Schriftstellern von 1740 bis 60 in die Schule geschickt werden wollen.

Meine Absicht ist keinesweges, weder dem was in diesen Behauptungen wahr und treffend ist, widersprechen zu wollen, noch mich in eine umständliche Untersuchung derselben einzulassen; welches, wie ich glaube, eine sehr überflüssige Arbeit seyn dürfte. Ich habe, eben darum, alles das übergangen, was Herr Adelung in dem Eingang seiner Abhandlung über die Frage was ist Hochdeutsch? zur Erläuterung derselben von dem Beyspiele der Athenischen, Römischen und Toskanischen Mundart beygebracht; weil die genaue Bestimmung, was es damit für eine Bewandtniß gehabt, und in wie fern diese Beyspiele auf uns anwendbar sind, Erörterungen, die für meine Absicht viel zu weitläufig wären, erfordern, und am Ende doch bey der Akzion, welche Herr Adelung gleichsam im Nahmen des südlichen Ober-Sachsens gegen

die Provinzen angestellt hat, nichts entscheiden würden.

Ich begnüge mich also (außer einigen Anmerkungen, die ich mir zum Schlusse vorbehalte) meine Zweifel gegen diese Behauptungen bloß in folgende Fragen und unmaßgebliche Beantwortungen derselben zu verfassen.

1) Befand sich die deutsche Sprache, so wie sie in dem Zeitraum der Schwäbischen Kaiser im südwestlichen Deutschland gesprochen und geschrieben wurde, und wie sie sich uns in den Gedichten der Minnesinger, in den Werken Wolframs von Eschilbach, Heinrichs von Ofterdingen, im Winsbecken, und in vielen andern Überbleibseln dieses goldnen Alters unsrer alten Sprache und Litteratur darstellt, nicht in einem vollkommnern Stande als in den nächst auf die Ausrottung des Hohenstaufischen Hauses folgenden Zeiten? Hat Herr Bodmer, (der wahrlich ganz andre Verdienste um unsre Sprache hat als Gottsched,) nicht in der bekannten, wiewohl leider! noch so wenig benutzten Zürchischen Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern gezeigt, daß die alte Schwäbische Sprache an Regelmäßigkeit, Biegsamkeit und Wohlklang sehr wesentliche Vorzüge vor der Sprache des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst vor unsrer jetzigen gehabt habe? Kann man also nur so schlechtweg, ohne Unterschied und Einschränkung, sagen: daß sich die Schriftsprache des blühenden Zeitraums der Schwäbischen Kaiser bis gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in ihrem Ansehen erhalten habe? und ist nicht vielmehr, aus Ver-

gleichung der deutschen Schriften des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts mit den noch übrigen Dichtern aus Friedrich I. und Friedrich II. Zeiten, augenscheinlich, daß die Sprache nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von ihrer bereits erreichten Stufe der Verfeinerung, Ausbildung und Regelmäßigkeit wieder herabgesunken, und mit der wieder überhandnehmenden Barbarey und Zerrüttung des deutschen Reichs in Verfall gerathen sey? Es war mehr als Stillstand es war wirklicher Abfall.– Und da ein erweislicher wesentlicher Unterschied, in Absicht der Beugungs-Formen, Konstrukzionen u. s. w. zwischen der Sprache der Minnesinger und der neuern Hochdeutschen wahrzunehmen ist; kann man mit genugsamem Grunde so schlechthin sagen, die Obersächsische Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, habe ihre ältere Schwester, das ehmahlige Hochdeutsch (d. i. die Alt-Schwäbische Sprache) weit hinter sich gelassen?

2) Womit kann bewiesen werden, daß das südliche Ober-Sachsen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1760 der Sitz des guten Geschmacks in der deutschen Litteratur, und also auch die Mundart dieser Provinz die echte Hochdeutsche Sprache gewesen sey?

Ich unterschreibe von ganzem Herzen alles was Herr Adelung von den Verdiensten des großen Luthers um die deutsche Sprache sagt; — wiewohl Herr Adelung selbst in der Lutherischen Bibel-Übersetzung soviel veraltetes und Oberdeutsches

(d. i. nach seinen Grundsätzen Undeutsches) findet, daß er derselben kein Klassisches Ansehen in unsrer Schriftsprache zugestehen kann. Aber wo sind dann die Ober-Sächsischen deutschen Schriftsteller vom ersten Rang im siebzehnten Jahrhundert? Waren unsre besten Dichter und Prosaisten derselben Zeiten, Opitz, Dach, Flemming, die Gryfiusse, Wernicke, Logau, Moscherosch (Filander von Sittewald) Lohenstein, u. a. vor allen aber der erhabne Verfasser der Oktavia und Aramena, waren sie Ober-Sachsen? Ich sage nicht, daß irgend einer dieser Schriftsteller für Klassisch gelten könne; und es findet sich auch in Absicht des Geschmackes ein großer Unterschied unter ihnen. Aber wie will man erweisen, daß Opitz unter den Dichtern und, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unter den Prosaisten bloß deßwegen eine bessere Sprache habe als andere, weil sie die Sprache der obern Klassen in Wittenberg, Meissen, Leipzig, Dresden, u. s. w. studiert und zu ihrem Muster genommen? Die Schriftsprache des vorigen Jahrhunderts in Deutschland war ein wahres Babel; jeder schrieb was ihm recht däuchte. Die berühmte fruchtbringende Gesellschaft bestand aus Mitgliedern von sehr ungleicher Art aus allen Provinzen und Winkeln Deutschlandes. Ihre mannigfaltigen und unermüdeten Bemühungen verursachten eine Gährung in unsrer Sprache, wodurch zwar ihr ganzer Reichthum an Worten und Ausdrucksarten zu Tage kam, aber woraus auch der seltsamste Mischmasch von Schreibarten in der Litteratur überhaupt entstehen mußte. Jeder bildete sich seine Schrift-

sprache nach Maßgabe seines Witzes, Gefühls, Geschmackes, und vornehmlich der alten oder neuern, auswärtigen und einheimischen Muster, die er am meisten kannte und schätzte; wiewohl, natürlicher Weise, bey jedem die allgemeine überall verständliche deutsche Sprache, die Schriftsprache der deutschen Skribenten, die vor ihm gelebt hatten und am meisten gelesen worden waren, zum Grunde lag. Niemand wird läugnen wollen, daß schon lange verstorbene Schriftsteller, die zu Berlin, Dresden, Halle, Leipzig u. a. O. lebten, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts einige Verdienste um die Reinigung der Sprache und des Geschmacks gehabt haben: aber verhoffentlich wird auch niemand, der die Geschichte der Fortschritte derselben kennt, läugnen wollen, daß Männer, welche größten Theils in Hamburg lebten, daß die Hamburgische Patrioten-Gesellschaft zu dieser glücklichen Veränderung den ersten kräftigen Stoß gegeben. Was den Professor Gottsched betrifft, wenn man gleich seiner betriebsamen Eitelkeit das Verdienst zugestehen muß, der deutschen Sprache und Litteratur einige Dienste geleistet zu haben, so ist doch gewiß, daß er als Muster unter der Mittelmäßigkeit, als Lehrer meistens ein bloßes Echo französischer Kunstrichter, als Anführer und Haupt einer Partey, der Beschützer, Aufmunterer und Lobredner aller Dunse seiner Zeit, und also, in keiner Betrachtung ein Mann war, auf den das deutsche Athen stolz zu seyn Ursache hat, noch (so viel ich weiß) zu haben glaubt. Nicht der Bergbau in den Chursächsischen Landen, nicht die Manufakturen, die darin blühen, noch

die Leipziger Messe, noch die Pracht der Höfe der Sächsischen Auguste, an welchen wahrlich wenig deutsch gesprochen und geschrieben wurde, sondern ein von diesem allem sehr unabhängiger Zusammenfluß von Umständen war die Ursache, daß sich zwischen den Jahren 1740 und 1760 eine Anzahl junger guter Köpfe in Leipzig zusammenfanden, welche, nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottscheden, dem damahligen Koryfäus des schlimmen Geschmackes oder vielmehr Ungeschmackes, den Anfang machten, unsrer Litteratur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geistes, die zum Theil mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren, hervorzuthun. Aber die wenigsten von ihnen blieben in Leipzig; die meisten schlugen ihren Sitz in Nieder-Sachsen auf; einige wurden sogar außer Deutschland verschlagen. Der siebenjährige Krieg war hieran unschuldig; und sehr wahrscheinlich würde das deutsche Athen, auch ohne ihn, die stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben.

3) Sind es die guten Schriftsteller einer Nazion, welche die Schriftsprache derselben ausbilden, reinigen, polieren, und zum möglichsten Grade von Vollkommenheit bringen? Oder sind es die obern Klassen der Einwohner der blühendsten Provinz der Nazion, die alles dieß leisten und die allein dazu berechtiget sind?

Bisher, wenn ich nicht sehr irre, hat man bey allen Völkern, die sich einer vorzüglichen Stufe von Kultur und Aufklärung rühmen können, das erste geglaubt. Ich will jetzt bloß die Französische zum Beyspiel anführen. Diese befand sich ungefähr in eben dem

Zustande, worin sich die unsrige in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand, als auf einmahl in einem Zeitraum von dreyßig bis vierzig Jahren eine Veränderung mit derselben vorging, wodurch sie zu einer der vollkommensten, und zugleich zu der beliebtesten und allgemeinen Sprache von Europa wurde. Wem eine so schnelle und große Veränderung zuzuschreiben sey, ist unter den Franzosen selbst keine Frage. Die ganze Nazion ist nur Eine Stimme, sie nicht der Pracht des Hofes unter Ludwig XIV. nicht dem Weinbau, Seidenbau, den Manufakturen, und der Handlung, die damahls in Frankreich blüheten, nicht dem Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche sich zum glänzendsten Wohlstande des Französischen Reichs in der ersten Hälfte der Regierung jenes großen Königs vereinigten, sondern den Arnaud, Paskal, Bourdaloue, Fenelon, Bossuet, La Brüyere, u. a. unter den Prosaisten, und den Corneille, Racine, Moliere, Boileau und La Fontaine unter den Dichtern, zuzuschreiben, welche sich, nach des Schicksals Schluß zusammen fanden, und durch ihre Werke die goldne Epoke der französischen Litteratur hervorbrachten. Und wodurch wurden alle diese Männer die Klassischen Schriftsteller ihres Volkes, und die Muster der besten Schreibart? Etwa dadurch, daß sie sich nach dem Geschmacke der obern Klassen in Paris bildeten, und die Sprache schrieben, welche jene redeten? Paskal, dessen Lettres Provinciales bis auf diesen Tag für das vollkommenste Muster der schönsten französischen Sprache und Schreibart gelten, hatte von Jugend auf in einer großen Ab-

geschiedenheit gelebt, und zu seiner Zeit war die Klelie, der große Cyrus und andre Werke dieser Art noch die Mode-Lektüre der obern Klassen in Paris. Der große Corneille war nichts weniger als was man einen Weltmann nennt; er lebte in seinem Kabinet und im Schooße seiner Familie; mit den hohen Karaktern und Idealen des alten Roms und Griechenlandes besser bekannt als mit den Adel zu Paris. Mit welchem Grunde sollte man also von diesen und den übrigen großen Schriftstellern der schönsten Zeit Ludwigs des XIV. sagen können: daß sie den guten Geschmack, der ihnen vor ihren Vorgängern einen so großen Vorzug giebt, von ihren Zeitgenossen erhalten hätten? anstatt daß alle Welt bisher gerade das Gegentheil geglaubt hat. Freylich reden die ersten guten Schriftsteller eines Volkes keine unerhörte, selbst erfundene Sprache; und ihre vortrefflichen Werke setzen voraus, daß die Sprache, schon durch eine Menge Stufen nach und nach zu einem großen Reichthum an Worten und Redensarten, und selbst zu einigem Grade von Ausbildung und Politur gekommen sey. Viele gute Schriftsteller mußten vorher an der Französischen Sprache gearbeitet haben, ehe sie von den Besten der Vollkommenheit nahe gebracht werden konnte. Aber wodurch thaten diese letztern es in allen Fächern ihren Vorgängern so sehr zu vor? Etwa dadurch, daß sie ihren Geschmack nach den obern Klassen ihrer Nazion, oder dadurch, daß sie ihn nach den besten Mustern der Alten bildeten? Man braucht sie nur zu lesen, nur ihr eignes Geständniß zu hören, um von dem letztern überzeugt zu werden. Die Kalpreneden, die Boyers, Pra-

bons u. s. w. diese waren die Leute, die sich nach dem Geschmack ihres Publikums richteten, und dadurch die vergängliche Ehre eines augenblicklichen Beyfalls erschlichen. Aber die Corneille und Racine schlugen einen ganz andern Weg ein; sie erhoben sich durch ihren mit der reinsten Blüthe klassischer Gelehrsamkeit genährten Genie, durch einen Geschmack, den sie sowohl an den vollkommnen Mustern der Alten als an den fehlerhaften Werken ihrer Vorgänger und Zeitgenossen geschärft hatten, über den Geschmack ihres Publikums; wurden die Gesetzgeber desselben, anstatt seine Sklaven zu seyn. Die Zeit, worin alle diese großen Männer blühten, wurde also, nicht durch die Anstalten des despotischen Richelieu, sondern durch den Reitz der Werke, die mit dem Stempel des Genies, des echten Witzes und des feinsten Geschmacks bezeichnet waren, die schönste Epoke der Französischen Sprache. Man mußte so schreiben, wie die Urheber dieser Werke schrieben, wenn man gefallen wollte. Aber eben dadurch geschah es, daß die Sprache, was sie auf der einen Seite an Verfeinerung und Regelmäßigkeit gewann, auf der andern an Reichthum, und — indem man der Politur keine Grenzen setzte, endlich auch an Stärke verlor. Man fühlte endlich, daß auch die großen Schriftsteller aus Ludwig XIV. Zeiten der Nachwelt noch etwas zu thun übrig gelassen hatten. Mit immer zunehmender Aufklärung des Verstandes und Verfeinerung der Empfindung, mit dem Erwerb neuer, größerer, lichtvollerer Ideen, muß sich auch die Sprache erweitern und verändern. Die Pariser schrien über Neologismus, und hat-

ten nicht immer unrecht; aber der Mißbrauch der Nachahmer und Witzlinge konnte dem unverlierbaren Rechte der Schriftsteller von wahrem Genie und Talente nichts benehmen; und ein Crebillon (der Vater) ein Montesquieu, ein Büffon, ein J. J. Rousseau mußten eben dadurch, daß sie ihrem Genie, ihre Gedanken und Empfindungen in die Sprache drückten, ihr manche Formen geben, die sie noch nicht gehabt hatte. Unstreitig hat dieses Recht, das alle aufgeklärte Völker von jeher ihren großen Schriftstellern eingestanden haben, seine Grenzen: aber diese Grenzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Klassen in der blühendsten Provinz festgesetzt. Wollte man dieser letztern die Kraft eines allgemeinen Gesetzes für die Schriftsprache beylegen: würde nicht eben daraus eine unaufhörliche und höchstwillkührliche Veränderung der Sprache folgen müssen? Der blühende Stand einzelner Provinzen ist eine sehr zufällige und wandelbare Sache. Vor sechzig Jahren war Hamburg das deutsche Athen; dreyßig Jahre später war es Leipzig; warum sollte die Reihe nicht auch noch an Wien, München, Mannheim, Nürnberg, Augsburg, Stuttgard, u. s. w. kommen können? Und werden die obern Klassen in den verschiednen Provinzen, worin diese Städte die Hauptstädte sind, alsdann nicht eben das Recht haben, die Schriftsprache oder das wahre, reine Hochdeutsch, festzusetzen, welches Herr Adelung dem deutschen Athen von 1740 — 60 eingeräumt wissen will? — Ich muß mich sehr ir-

ren, oder es bleibt gegen die Babylonische Sprachverwirrung, die hieraus entstehen müßte, kein besseres Mittel, als es bey dem alten Grundsatze zu lassen, daß es die guten Schriftsteller sind, welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden, und (so weit als die Natur einer lebenden und sich also nothwendig immer verändernden Sprache zuläßt) befestigen.

Dieses letztere, in so fern es jemahls bey einer Sprache Statt findet, kann vermöge der Natur der Sache, ganz allein durch die besten Schriftsteller in allen Fächern bewirkt werden. Sie allein sind dazu geschickt; denn ihre Werke bestehen; da hingegen die Volkssprache, auch bey den obern Klassen der blühendsten Provinzen, wenigstens alle Viertel Jahrhunderte allerley Veränderungen erleidet, und überhaupt einen immerwährenden Hang hat, unregelmäßig zu werden und sich zu verderben. Aber wenn es wahr ist, daß jede lebende Sprache, so vollkommen sie auch seyn mag, niemahls für ganz vollendet angesehen werden kann, so lange noch ein höherer Grad von Aufklärung und Politur bey der Nazion möglich ist, so lange noch neue Ideen erworben, neue Empfindungen entwickelt, neue Schattierungen (nuances) der einen und andern gemacht werden, und also hierzu entweder neue Wörter, oder neue Redensarten ungewöhnliche Metafern, Figuren und Konstrukzionen nöthig seyn können: um wie vielmehr muß

4) Alles dieß nöthig seyn, wenn eine Sprache noch kaum vor wenig Jahrzehenden mit Geschmack geschrieben zu werden angefangen hat, wenn ihre schöne Litteratur erst noch im Wachsen begriffen

ist, und wenn es ihr noch in verschiednen wichtigen Fächern an einer hinlänglichen Anzahl wahrer Meisterstücke fehlt? Es scheint schon unschicklich genug (um nichts stärkeres zu sagen) die Sprache einer der ersten Nazionen des Erdbodens in die Schranken der Aufklärung, des Witzes und des Geschmacks einer einzigen kleinen Provinz, und des kleinen Zeitraums, worin diese sich einiger wirklicher Vorzüge vor den übrigen rühmen konnte, einschließen zu wollen; aber wie unfüglich wird dieß Unternehmen er dadurch, wenn erweislich ist, daß die Litteratur der Nazion in dem engen Zeitraum von zwanzig Jahren, binnen welchem man ihre Sprache durch eine einzige Provinz auf ewig fixiert wissen will, von ihrer höchsten Stufe noch weit entfernt war, und nur noch in wenigen Fächern solche Meisterwerke, die auch von Ausländern, auch von der Nachwelt dafür erkannt werden können, hervorgebracht hatte! Daß dieß der Fall unsrer Sprache sey, braucht wohl bey unparteyischen Schätzern unsrer Litteratur keines andern Beweises, als eines hellen Blicks auf ihren Zustand in den Jahren von 1740—60, und auf die Früchte des Witzes und Geschmacks, womit uns der Südlich-Sächsische Boden in diesem Zeitraum beschenkte. Ich bin weiter, als vielleicht manche die jetzt mitten in Sachsen leben, von dem Gedanken entfernt, vielen dieser Früchte ihre Schönheit und ihren guten Geschmack absprechen zu wollen: aber ich müßte auch keinen Begriff von dem haben, was andere Nazionen in diesem Stücke geleistet haben, was uns damahls noch fehlte was uns zum Theil noch jetzt fehlt, und was unsre Litteratur noch werden kann und muß, um mit der Litteratur anderer

Völker auf gleichem Fuße zu stehen, wenn ich eingestehen wollte, daß der Zeitraum, in welche Herr Adelung den guten Geschmack unsrer Schriftsprache einschließt, das non plus ultra der Vollkommenheit derselben sey. Das Maß von Genie, Witz, Gefühl, Wissenschaft, Weltkenntniß und Geschmack, welches den Ober-Sächsischen Schriftstellern jenes Zeitraums zu Theil worden war, ist doch wohl nicht das Größte, das sich denken läßt? Und wenn dieß nicht ist: mit welchem Rechte könnte ein Schriftsteller (wenn sich jemahls ein solcher fände) der mehr von allen jenen Geisteskräften und Eigenschaften als irgend ein Ober-Sächsischer Schriftsteller von 1740—60, und also das Vermögen besäße, sie in vielen Stücken zu übertreffen, mit welchem Rechte könnte er angehalten werden, seinen Geist in ein Maß, das für ihn zu klein wäre, einzwängen zu lassen, und ein bloßer Nachahmer zu bleiben, wenn er sich fähig fühlte, Original zu seyn? Und die Sprache des Dichters, des Geschichtschreibers, des Filosofen, der mehr als ein bloßer Nachhall seiner Vorgänger seyn will, auf die Volkssprache einer einzelnen Provinz, auf die Schriftsprache einer kleinen Anzahl von Autoren in einem Zeitraum, wo die Litteratur nur erst zu blühen anfing, einschränken, — heißt dieß nicht dem Fortgang der Litteratur selbst, der gewisser Maßen ohne Grenzen ist, die engesten Schranken setzen?

Ich sage nicht, daß es nicht auch in der Sprache gewisse Grenzlinien gebe, welche theils durch die Natur derselben, theils durch die Grundgesetze der Logik und Ästhetik gezogen werden, und über welche

auch der größte, feurigste und freyeste Genie nicht hinausschweifen darf, ohne sich gerechten Tadel zuzuziehen. Auch begehre ich nicht zu läugnen, daß einige sogar vortreffliche Schriftsteller (von denen, die seit 1760 sich hervorgethan haben) zuweilen über diese Grenzen weggeflogen oder auch weggeschlendert sind; und daß theils das servum pecus der Nachahmer, theils verschiedene Aspiranten von noch ungebändigtem Genie, denen es bey großen Fähigkeiten noch stark an Gelehrsamkeit, Geschmack, Welterfahrung, und besonders an Sprachkenntnissen mangelt — auf Beyspiele, die keine Muster seyn dürfen sich steifend — sich Freyheiten sowohl gegen die gesunde Vernunft als gegen die deutsche Sprachlehre und die Gesetze der guten Schreibart erlaubt haben, die auf keine Weise zu rechtfertigen sind. Aber ich behaupte, so lange bis ich des Gegentheils durch überwiegende Gründe überzeugt werde, a) daß die Hochdeutsche Sprache, oder die Frage, was ist Hochdeutsch? sich nicht durch die Mundart irgend einer blühenden Provinz, sondern ganz allein aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse; b) daß hiervon auch die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürfen; c) daß die Zeit noch nicht gekommen sey, wo die Anzahl der Schriftsteller, welche den ganzen Reichthum unsrer Sprache enthalten, für beschlossen angenommen werden könnte, und daß d) bis dahin die ältern Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der ächten deutschen Sprache, und als eine Art von Fundgruben anzusehen seyen, aus welchen man den Be-

dürfnissen der allgemeinen Schriftsprache, in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könne.

II.

Unter allen Europäischen Nazionen sind wir (meines Wissens) die einzige, bey der es noch die Frage ist, welches ihre Schriftsprache sey? Die Ausländer, welche, durch den Ruhm unsrer neuern Schriftsteller verleitet, sich von dem blühenden Zustand unsrer Litteratur eine große Vorstellung gemacht haben, werden auf einmahl sehr viel von dieser hohen Meinung nachlassen müssen, und zuletzt gar nicht wissen, was sie von uns denken sollen, wenn sie hören, daß einer unsrer angesehensten Sprachgelehrten die Frage: was ist Hochdeutsch? mitten im Jahre 1782 aufzuwerfen nicht nur nöthig gefunden, sondern sie auch auf eine Art beantwortet hat, wodurch er mit allen Deutschen Provinzen außer Kur-Sachsen, und also wenigstens mit Neun Zehntheilen der Nazion (nach seinem eignen Ausdruck) es völlig zu verderben besorgen mußte. Das Übel ist indessen bey weiten nicht so schlimm als es scheint; und so wie die Deutschen noch immer sehr gut gewußt haben, wer ihre besten Dichter und Prosaisten sind, so werden auch die Ausländer, die unsre Sprache lernen, in Ermangelung eines Deutschen Athens (welches wohl, wenn wirs genau nehmen wollen, erst noch gebaut werden soll) sich, neben Herrn Adelungs Wörterbuch und Sprachlehrbüchern, an diejenigen Schriftsteller

halten, für welche die allgemeine Stimme des Publikums sich erklärt hat; und wenn in diesen auch zuweilen Wörter oder Redensarten vorkämen, die bey Herrn Adelung vergebens gesucht würden, so werden sie sich durch Frischens Deutsch-Lateinisches oder Schwans Deutsch-Französisches Wörterbuch zu helfen suchen müssen.

Wie es indessen, aus den Gründen, die ich in dem vorstehenden Aufsatz über diese Frage beygebracht, den Anschein gewinnen möchte, als ob Herr Adelung die Reinheit der Hochdeutschen Sprache zu sehr auf Unkosten ihres Umfangs und Reichthums zu erhalten suche, so ist hingegen auch nicht zu läugnen, daß das servum pecus der Nachahmer, und eine Menge junger Skribenten in Ober-Deutschland, vielleicht auch manche in Ober- und Niedersachsen, auf der andern Seite ausschweifen. Viele, um die Richtigkeit der Sprache gänzlich unbekümmert, schämen sich nicht, beynahe auf allen Blättern ihrer Schriften Sprach-Schnitzer zu begehen, die nur dem unerzogensten Theile des Volkes zu verzeihen sind. Andre scheinen, ich weiß nicht aus welchem unzeitigen Provinzial-Patriotismus, sichs recht geflissentlich zur Pflicht gemacht zu haben, ohne alle Noth, und ohne das Mindeste dadurch für den Nachdruck oder die Naivetät oder irgend ein anderes Erforderniß ihrer Styls zu gewinnen, veraltete, oder Provinzialwörter, die dem größten Theile der Nazion unverständlich sind, oder niedrige Sprecharten, die man selbst an dem Geburtsort des Autors nur im Munde des gemeinsten Pöbels findet, in ihre Schriftsprache einzumengen. Die Nachlässigkeit der einen, und der Unfug der andern geht

R 2

wirklich so weit, daß michs nicht wundert, wenn einem Manne, der den besten Theil seines Lebens mit kritischer Erforschung unsrer edeln Sprache zugebracht hat, die Geduld dabey ausgeht. Indessen scheint es doch, daß wir wenig Ursache haben uns die Furcht, daß derselben viel Nachtheil daraus erwachsen werde, beunruhigen zu lassen. Die Skribenten, die ihre eigene Sprache nicht zu schreiben wissen, sind doch wohl nur elende Skribenten; sie leben einen Tag, und verschwinden wieder, ohne daß in dem Gehirn ihrer Leser mehr Spuren von ihrem kurzen Daseyn zurück bleiben als in den Jahrbüchern der Litteratur. Ihre Sprachschnitzer, ihre grammatikalische Unreinlichkeit, ihr eckelhafter Mischmasch von Dialekten, wird schwerlich jemand, an dem etwas gelegen ist, verführen können. Aber Regeln, die einen Gelehrten von Ansehen und Einfluß zum Urheber haben, wenn sie auf eine willkührliche Beschränkung guter Schriftsteller und besonders eine mit der Natur der Dichtkunst unverträgliche Verengung der Dichtersprache abzielen, könnten in mehr als Einer Rücksicht von nachtheiligern Folgen seyn. Es scheint nicht, als ob unser verdienstvoller Sprachlehrer die gebührenden Vorrechte der Dichtersprache bisher noch in genugsame Betrachtung gezogen habe. Indessen wäre doch eine gründliche Untersuchung derselben um so nöthiger, da sie zwar von jeher stillschweigend anerkannt, aber, so viel ich weiß, noch nie in das gehörige Licht gesetzt und so bestimmt worden sind, daß zu Verhütung aller zwischen Dichtern und Grammatikern daher entstehenden Kollisionen, so genau als möglich festgesetzt wäre, wie weit jene gehen, und wo diese den Schlagbaum

vorziehen dürften. Vielleicht kann das, was ich noch bey seinen Folgerungen in dieser Rücksicht zu erinnern habe, Ihn veranlassen, diese Materie selbst vor die Hand zu nehmen: einige seiner Regeln genauer zu bestimmen und das noch immer schwankende königliche Vorrecht der Dichter, ohne sich daran zu vergreifen, in seine gebührenden Schranken zu setzen. Vorher aber sey mir erlaubt, die erste der besagten Folgerungen noch etwas näher zu beleuchten.

1) „Jede Schriftsprache im weitesten Verstande des Wortes, mit Einfluß der gesellschaftlichen Sprache der obern Klassen, ist allemahl die Mundart der blühendsten Provinz, wo der gute Geschmack am meisten und allgemeinsten verbreitet ist. Folglich ist es die Hochdeutsche auch" — sagt Herr Adelung auf der 25 S. seiner Abhandlung: was ist Hochdeutsch?

Mir däucht, dieß sey nicht sowohl eine Folgerung aus seinen vorhergehenden Behauptungen, als die erste und einzige Grundlage derselben. Wie dem aber auch seyn mag, so wird dieser Satz schon durch diesen einzigen Umstand wiederlegt, daß der blühende Zustand einer Stadt oder Provinz (denn es giebt einzelne Städte, die in dieser Betrachtung mancher ansehnlichen Provinz den Vorzug streitig machen) eine zufällige und vorübergehende Sache ist. In einem Umfang von etlichen Jahrhunderten kann die Reihe nach und nach an jeden Kreis des Deutschen Reiches kommen, und so müßte sich, diesem Grundsatz zu Folge, unsre Schriftsprache noch oft verändern. Auch möchte die Frage: welches seit fünf und zwanzig Jahren die blühendste Stadt oder Provinz in Deutschland gewesen sey, ohne Parteylichkeit so leicht nicht

zu entscheiden, und, weil die rationes dubitandi et decidendi unendliche Untersuchungen, Abmessungen, Abwägungen und Berechnungen zu erfordern scheinen, wohl in die Klasse der Processe ohne Ende zu verweisen seyn. Wenn Volksmenge, Kunstfleiß, Handlung, Schifffahrt, Wohlstand, Reichthum, Pracht, Gelehrsamkeit, (und warum nicht auch Freyheit, die große Springfeder des Wohlstandes von Athen, Rom und Florenz, auf deren Beyspiel Herr Adelung sich so oft bezieht?) mit Einem Worte, wenn der blühendste Zustand einer Stadt ihre Mundart zur Schriftsprache der ganzen Nazion machen soll: welche Deutsche Stadt hätte in unserm Jahrhundert einen gegründetern Anspruch an diese Ehre zu machen als Hamburg? — Oder (wenn ja die Vortheile eines großen Hofes in diesem Punkte die Vortheile der Freyheit zu Boden wägen sollen) warum sollte nicht die Mundart von Berlin die Gesetzgeberinn der Hochdeutschen Sprache seyn? Und wie lange wird es noch währen, bis keine Deutsche Provinz der Österreichischen an allen Ursachen und Wirkungen des blühendsten Wohlstandes den Vorrang wird streitig machen können? Was die Welt nur bloß seit zwey Jahren mit Erstaunen gesehen hat, läßt unter einem Beherrscher wie Josef II. das Unglaublichste erwarten. Nach dem obigen Grundsatze wird also, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1800 die Österreichische Mundart — freylich um einige Grade verfeinert, aber doch noch immer Österreichische Mundart — die Deutsche Schriftsprache seyn, und die Sonnenfels und Denis, welche die ihrige nach Ober-Sächsischen Mustern gebildet haben, wären dann (zu ihrem eig-

nen Nachtheil) zu voreilig gewesen. Dafür wird es aber auch ihnen, und allen übrigen Schriftstellern, auf welche die Nazion seit vierzig Jahren stolz gewesen ist, nicht besser ergehen als den alten Minnesingern, deren Sprache vor sechshundert Jahren die Hochdeutsche Schriftsprache war — weil Schwaben damahls die blühendste Provinz des Reichs ausmachte. Sie werden in wenig Jahrhunderten für unsre Nachkommen seyn, was jetzt das Liet der Niebelungen für uns ist. Vergebens könnten sie sich damit trösten wollen, daß gleichwohl (nach Herrn Adelungs mehrmahliger Behauptung) jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes sey. Der Geschmack, der hier gemeint ist, ist eine eben so wandelbare Sache als der Wohlstand. Er hängt von der Verfeinerung der obern Klassen ab — und was kann wohl Unbestimmters und Wandelbarers seyn als die Verfeinerung der obern Klassen? Vor lauter Verfeinerung der obern und untern Klassen in Paris würde die Französische Sprache schon lange einem wieder ins Leben zurückkehrenden Schriftsteller aus Ludwigs XIV. blühenden Zeiten unverständlich seyn, wenn nicht noch immer Leute von Talenten gewesen wären, die sich dem Strome der Verfeinerung entgegengestellt, und ihre eigne Sprache und Schreibart, der Mode zu Trotz, nach den Mustern jener bereits veralteten Zeiten gebildet hätten. Dieß kann nun freylich bey den Franzosen Statt finden, bey denen es (wenigstens noch bisher) eine angenommene Sache ist: daß die reine Französische Schriftsprache aus den Werken der besten Schriftsteller des Jahrhunderts von Ludwig XIV. und derer, die sich in der Folge nach

jenen gebildet, geschöpft werden müsse. Aber wenn bey uns Deutschen zum Grundsatz angenommen würde: die Mundart der höhern Klassen in der blühendsten Provinz müsse entscheiden, was Hochdeutsch sey, so würde nichts in der Welt jene furchtbare Verwandlung unsrer Sprache, die ich im Geiste vorher sehe, verhindern können. Zwar sagt Herr Adelung mit gutem Grunde: „so wie sich der Geschmack in einer Provinz verfeinert, so wird die schon vorhandene Schriftsprache nach und nach die Gesellschaftssprache der obern Klassen" *) — und dieß könnte unsern nach Unsterblichkeit dürstenden Schriftstellern noch einige Hoffnung machen. Aber diese Hoffnung wird leider durch das unmittelbar folgende sogleich wieder zu Boden geschlagen. Die schon vorhandene Schriftsprache nehmlich wird in den besagten obern Klassen „nach dem Maße des steigenden Geschmacks und Wohlstandes verfeinert, und nach dieser Verfeinerung denn auch als Schriftsprache von den übrigen Provinzen angenommen" u. s. w. Da der Wohlstand und Geschmack der obern Klassen ohne Ende steigen können: so hat folglich auch die Verfeinerung der Sprache keine Grenzen; und da nichts willkührlicher ist als der Geschmack der Vornehmsten und Reichsten: so ist auch nichts willkührlicher als die Art, wie sie in Verfeinerung der Sprache zu Werke gehen. Es geht damit wie mit dem, was in Kleidung, Putz, Bijoux,

*) Und welche andre hauptsächliche Ursache läßt sich davon angeben, als das Lesen der besten Bücher, die in dieser Schriftsprache geschrieben sind?

Hausgeräthe und dergleichen, Mode ist; und das Beyspiel unsrer Nachbarn jenseits des Rheins setzt dieß ins helleste Licht. Immerhin mag also das künftige Österreichische Hochdeutsch auf die jetzt vorhandne Ober-Sächsische Schriftsprache gepfropft seyn: es wird nicht nur immer etwas vom Geschmack des wilden Stammes zurück bleiben; sondern dieses neue Hochdeutsch wird auch durch die unzähligen Stufen von Verfeinerung, durch welche es der Geschmack der obern Klassen in Wien, Prag, Linz, Klagenfurt u. s. w. nach und nach hindurch führen wird, so lange modificieret werden; bis unser jetziges Hochdeutsch, zu dem was in zweyhundert Jahren diesen Ehrennahmen tragen mag, sich verhalten wird, wie das Hochdeutsch in Kaisersbergers Postille zu dem in Rabners Satyrischen Schriften. — Ich gestehe, daß ich beynahe lieber in meine sehenden Augen ein Mißtrauen setzen, als glauben möchte, ein so einsichtsvoller Mann, wie der mit dem ich es hier zu thun habe, sollte diese Unbequemlichkeiten seiner Hypothese nicht so gut als irgend jemand gesehen haben. Indessen stehen seine dürren Worte sichtbar da; und so angenehm es mir seyn wird, belehrt zu werden, daß sie einen bessern Sinn zulassen, so unmöglich ist mirs, vor der Hand einen andern darin zu finden.

2) Nur noch ein Wort über die obern Klassen im südlichen Kur-Sachsen, auf deren Mundart und Geschmack Herr Adelung das echte Hochdeutsch einschränkt. „Wem noch einige Zweifel übrig bleiben sollten, daß unsre höhere Schrift- und Gesellschaftssprache in dem südlichen Kur-Sachsen

einheimisch ist, der komme und überzeuge sich durch den Augenschein. In keiner Provinz Deutschlands wird sie so allgemein, und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen, daher sie hier wohl nicht ein Fremdling seyn kann." — Ich wage es abermahl kaum meinen Augen zu trauen. Die Sprache, die im südlichen Kur-Sachsen gesprochen wird, soll aus keinem andern Grunde das wahre Hochdeutsch seyn, als weil dieser kleine Theil von Deutschland die blühendste Provinz desselben ist, und weil der gute Geschmack schon vorlängst seinen Sitz darin aufgeschlagen hat — und falls jemand daran zweifeln wollte, so soll er kommen und sehen — und was? — daß man in Kur-Sachsen — Kur-Sächsisch spricht. Allerdings wird er dieß sehen, oder vielmehr hören; aber wird er auch sehen, daß die Mundart, die er dort in den obern und untern Klassen von den Meisten sprechen hören wird, unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache sey? — Dieß ist es eben, was zu erweisen war.

Daß man in Kur-Sachsen von dem großen Haufen (d. i. bey weitem von der größern Anzahl) in den untern Klassen Beene und Kleeder und korschame Diener, so viel man nur will, zu hören bekomme, und daß eben dieser Haufe unrein, und oft affektiert spreche, seine Provinzial-Ausdrücke habe u. s. f., das gesteht Herr Adelung selbst in seiner zweyten Abhandlung S. 34. und 37 willig ein. Allein die obern Klassen! — „die müßte man gar nicht kennen, wenn man ihnen dergleichen zur Last legen wollte." — Aber was für eine Rangordnung sollen wir zu Hülfe neh-

men, um die unbestimmten und unbestimmbaren Wörter: obern und untern Klassen, recht ins Klare zu setzen? wo fangen diese an, und wo hören jene auf? Schreiber dieses hat viele Gelegenheit gehabt, mit Kur-Sächsischen Herren und Damen, die ganz zuverlässig in die obersten Klassen gehörten, zu sprechen — und unglücklicher Weise mußte er fast immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Herrn Adelungs Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größten Theils in allen übrigen Deutschen Provinzen zu thun pflegen. Personen, welche viele Jahre zu Dresden oder überhaupt in Kur-Sachsen gelebt haben, versichern ihn, daß es ihnen eben so gegangen sey. Also nicht diejenigen, welche unrichtig und provinzialisch sprechen, sondern diejenigen, die immer reines echtes Hochdeutsch reden, sind für Ausnahmen zu halten, und das letztere wird, meines Wissens, nirgends in ganz Deutschland von den obern Klassen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen; ja, nach unserer dermahligen Verfassung, kann es auch nicht wohl anders seyn, so seltsam dieses in den Ohren eines Ausländers klingen muß.

Was ich hier sage, gilt ganz besonders von den meisten Personen der obersten Klassen. Diese lernen ihr Deutsch größten Theils von Wärterinnen, Kammerfrauen, Bedienten u. dergl.; und wie wenig noch bis auf diesen Tag bey Erziehung der vornehmen Jugend, in Sachsen wie im übrigen größten Theile von Deutschland, darauf gesehen werde, sie ihre Mut-

tersprache rein und richtig sprechen und schreiben zu lehren, ist eine weltkundige Sache. Deutsch, denkt man, lernt sich, soviel man dessen vonnöthen hat, von selbst. Das Französische hingegen, welches beynahe an allen deutschen Höfen und in allen Gesellschaften der obersten Klassen die eigentliche Hof- und Gesellschaftssprache ist, muß mit Fleiß erlernt, und wenigstens im Sprechen zum möglichsten Grade der Fertigkeit und Richtigkeit gebracht werden. Da die Grenzen zwischen a, b, c, d, in den obern Klassen sehr schwankend sind, und d sich so eng als möglich an c, c an b, und b an a andrückt: so ist es sehr wahrscheinlich, daß es, in Residenzstädten wenigstens, auch in den Klassen, die zunächst an die obersten grenzen, nicht viel besser mit der deutschen Sprache stehen werde. Eine genaue Untersuchung der Sache ist schwer, wo nicht gar unmöglich. Aber wenn auch dabey auf die unwidersprechlichste Art herauskäme, daß in einigen Kur-Sächsischen Städten eine Mundart herrsche, die der dermahligen Hochdeutschen Schriftsprache weit näher komme als die Mundart irgend einer andern Provinz, so würde damit noch lange nicht bewiesen seyn, was Herr Adelung beweisen will; wie ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben glaube. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte noch niemand daran, Hochdeutsch und Südlich-Kursächsisch für gleichbedeutende Dinge zu nehmen. Die meisten der beliebtesten deutschen Schriftsteller dieser Jahrhunderte waren keine Kursachsen; und die Luther'sche Bibelübersetzung selbst, welche sonst immer ein Klassisches Ansehen in dem protestantischen Deutschlande behauptete, wird von Herrn Adelung in seinem Wörterbuche

unzähliger theils Oberdeutscher, theils in Kur=Sachsen veralteter Redensarten überwiesen. Auch die besten und beliebtesten deutschen Schriftsteller dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit, da die Gottschedische Schule empor kam, waren keine Kur=Sachsen. — Im Gegentheil wird sehr leicht zu erweisen seyn, daß es größten Theils Kur= und Obersächsische Bücherschreiber waren, die den unausstehlichen Unfug, der mit Einmischung Lateinischer, Französischer und Italiänischer Wörter getrieben wurde, am meisten beförderten; so wie es nachmahls meistens Kur=Sachsen von Gottscheds Zucht waren, die, um die Sprache theils von dem ausländischen Unrath, theils von dem sogenannten Lohensteinischen, Miltonisch=Bodmerischen und Hallerischen Schwulst zu reinigen, eine so geschmacklose und unkräftige Wasserbrühe daraus machten, daß sie weder zu Poesie noch Prose mehr zu gebrauchen war. Die Wenigen, die sich heut zu Tage der längstvergeßnen Gottschedischen Litterar=Geschichte und der unartigen Streitigkeiten mit den Schweizerischen Gelehrten Breitinger und Bodmer noch erinnern, wissen gar wohl, daß es Gottsched und seine erste eigentliche Schule war, die nichts für Hochdeutsch gelten lassen wollten, wenn es nicht solches Deutsch war, das alle Ladendiener und Jungemägde in Leipzig verstanden und sprachen; daß, nach der Schätzung dieses Mannes (den man neuerlich so unverdienter Weise wieder zum großen Wiederhersteller der deutschen Sprache machen will) Schwarzens Äneis und Schönaichs Hermann Meisterstücke der deutschen Sprache, und ein ganzer Troß von poetischen und prosaischen Schöpfen, deren

Nahmen und Werke kein Mensch mehr kennt, die großen Lichter unsrer Litteratur, — hingegen Haller, Bodmer, Kleist, Klopstock, Ramler, Lessing, u. s. w. Sprachverderber und Unsinnschreiber hießen, und daß, wofern es ihm möglich gewesen wäre, unsre Litteratur auf dem Grade von Geschmacklosigkeit und Bathos zu erhalten, wozu er sie heruntergebracht hatte, wir mit einer ziemlich reinen Kursächsischen Mundart, (so gut wenigstens als im Jahr 1740 von obern und untern Klassen in Leipzig gesprochen wurde) eine Litteratur hätten, um die uns gewiß keine Nation bis ans Ende der Welt beneiden würde.

Die Rede ist hier bloß von der Frage „was ist Hochdeutsch"; und ich glaube nicht, daß irgend eine Deutsche Stadt, so viele Vorzüge sie auch haben mag, Komplimente auf Unkosten aller übrigen von mir erwarten wird. Ich sehe leicht voraus, daß Herr Adelung (vermuthlich ganz wider seine Absicht) dem übelverstandnen Patriotismus in allen Deutschen Provinzen einen großen Tummelplatz eröffnet hat; und, sehr wahrscheinlich, wird die Sache in kurzen (wie es bey dergleichen Volkshändeln der gewöhnliche Lauf ist) mit

— stipitibus duris sudibusque praeustis

ausgemacht werden. Aber, was ich gewiß weiß, ist, daß er, so wenig als ich, Lust haben wird, sich in Fehden von so handfester Art einzulassen. Ich meines Ortes bin weit davon entfernt, einer der vornehmsten Deutschen Städte, die sowohl in Ansehung ihrer weitausgebreiteten Handlung und ihres, von seiner Stiftung an bis auf diesen Tag, weltberühmten Musen-Sitzes, als wegen der Kultur, und feinen Lebensart

ihrer Einwohner schon lange eine Zierde Deutschlands war, das Mindeste von ihren Vorzügen und Verdiensten streitig zu machen. Wer wird ihr den Ruhm mißgönnen, eine unter den Städten zu seyn, wo unsre Sprache am schönsten gesprochen wird? Aber keiner ihrer Patrioten, so eifersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern Stadt in Deutschland zugestehe.

3) Die Sprache ist eine Tochter des Bedürfnisses und ein Pflegekind der Geselligkeit, ihre Bildung und Bereicherung das Werk der Zeit, ihre Verschönerung die Arbeit des Geschmacks; und zu ihrer höchsten Vervollkommnung müssen alle Musen vereinigt helfen. Die Schriftsprache einer großen Nation, die aus dem Stande der rohen Natur durch alle Grade der Barbarey sich langsam, und bloß durch Nachahmung anderer, zu immer höhern Stufen von Kultur empor hebt, hat eine Reihe von Jahrhunderten nöthig, bis sie nur zu einigem Grade von Vollkommenheit ausgearbeitet ist. Eine Menge günstiger Umstände, (wie Herr Adelung sehr richtig behauptet) müssen sich hiezu vereinigen. Indessen sind und bleiben es doch ihre Gelehrten, und unter ihren Gelehrten die Schriftsteller von Genie, Talenten und Geschmack, ihre Dichter, Redner, Geschichtschreiber, und populäre Filosofen, die zu ihrer Bereicherung Ausbildung und Polierung das Meiste beytragen; und diese Männer finden sich durch alle Provinzen der Nation verstreut. Der Geschmack ist so wenig, als Verstand und Witz, an eine Hauptstadt, oder an die blühendste Provinz gebunden. Die Anlage dazu, das feinste Gefühl der Seele, ist

ein freyes Geschenk der Natur, die Entwicklung und Ausbildung, ein Werk glücklicher Umstände, vortrefflicher Muster, und eines langwierigen Studiums. Alles dieß kann sich in irgend einem unbekannten Winkel beysammen finden, und ein Schriftsteller kann aus der verborgensten Einsamkeit mit einem richtigern Geschmack hervorgehen, als er mitten in der feinsten und elegantesten Weltgesellschaft hätte erlangen können. Aber bis eine Nation eine beträchtliche Anzahl sehr vortrefflicher Werke in allen Arten des Stils und der Komposizion aufzuweisen hat, mag das was man Geschmack nennt unter ihren obern Klassen so fein und gut seyn als man will ihre Schriftsprache ist doch immer erst im Wachsen begriffen, sie ist noch unvollendet, sie kann noch neue Wörter und Redensarten aufnehmen, veraltete wieder ins Leben zurückrufen; der ganze Schatz der Sprache, von mehrern Jahrhunderten her, steht ihr offen; die Mundarten aller Provinzen gehören ihr zu, und sie kann daraus nehmen und gleichsam in ihren eigenen Boden verpflanzen, was sie benöthigt ist, und was darin fortkommt. Erst alsdann, wenn sie mit Meisterstücken in allen möglichen Arten des Stils versehen ist, kann man, so zu sagen, ihr Wörterbuch vollzählig annehmen, und eine feste Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache (welche zugleich die Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen ist) und den besondern Mundarten der einzelnen Provinzen ziehen. Die guten Schriftsteller in jeder Schreibart entscheiden alsdann, was Hochdeutsch in der höhern Redner- und Dichtersprache, was Hochdeutsch in der Komischen

Spra-

Sprache, (die sich wieder in die edlere, launenhafte und bürleske abtheilt) was Hochdeutsch in der Sprache der Wissenschaften und Künste, und was Hochdeutsch in der täglichen Gesellschaftssprache der obern Klassen ist. Jeder dieser Sprach-Distrikte (wenn ich so sagen darf) hat wieder sein eignes Gebiet, seine eigne Verfassung, Gesetze, und Gerechtsame, so wie seine eignen Grenzen; und nur aus ihnen allen zusammengenommen besteht die Schriftsprache einer durch Künste und Wissenschaften gebildeten Nazion. Alles dieß ist, däucht mich, Natur der Sache, und bedarf keines mühsamen Erweises. Zur Erläuterung kann uns abermahl die Französische Sprache dienen. Ungeachtet ein vielleicht allzugroßer Eigensinn des Geschmacks ihre Dichtersprache in weit engern Schranken hält, als man bey irgend einem andern Volke finden wird, so ist doch gewiß, daß ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Sprache ihrer Tragödie und ihrer hohen Lyrischen Poesie, zwischen der Sprache der edlern Komödie, oder der guten Gesellschaft und der scherzhaften Sprache des sogenannten stile de Marot ist. Sprachrichtigkeit, Schicklichkeit und Eleganz sind bey ihnen, wie billig, wesentliche Erfordernisse einer jeden Sprach- und Schreibart; aber jede Schreibart hat darum nicht minder ihre eignen Befugnisse, die ihr niemand streitig macht. Es ist noch keinem Französischen Kunstrichter in den Sinn gekommen, die Sprache der Helden des Corneille und Racine schwülstig zu finden, weil ein Marschall von Frankreich lächerlich wäre, der an der Toilette seiner Dame, oder im Vorzimmer des Königs sprechen wollte wie Mithridates oder Burrhus, oder den Styl und

die Sprache der Pucelle d'Orleans für barbarisch und geschmacklos zu erklären, weil kein Frauenzimmer von Lebensart sich wie die schöne Agnes Sorel ausdrückt.

Man sieht bereits aus dem bisher Gesagten, was ich bey der 6ten 7ten und 8ten Folgerung des Herrn Adelung zu erinnern habe.

So wenig ich ein unreinliches Gemengsel aller Mundarten, oder die Einmischung solcher Provinzialwörter, die in der allgemeinen Deutschen Schriftsprache bisher nie üblich gewesen, und für welche sich in derselben bereits gleichbedeutende allgemein verständliche Wörter finden, gut heißen kann, so wenig kann ich zu einer unbedingten Verdammung aller veralteten und Provinzialwörter meine Stimme geben, wiewohl ich gestehe, daß sich für die meisten von denjenigen, welche seit ungefähr zwanzig Jahren mehr oder weniger gäng und gebe worden sind, außer der launenhaften, komischen und burlesken Schreibart (wozu noch diejenige kommen mag, welche sich für eigentliche Deutsche Volkslieder und Volksmährchen schickt, und ihren eignen, von jeder der ebengenannten Schreibarten verschiedenen Karakter hat) schwerlich ein anderer schicklicher Platz finden möchte. Indessen gilt auch hier die allgemeine Regel Quintilians: „alle Wörter (diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, ausgenommen) sind irgendwo die besten; denn zuweilen hat man auch niedrige und gemeine, (solche die sonst nur das gemeine Volk braucht) vonnöthen; und Wörter, die an einem andern Platze unanständig seyn würden, werden schicklich und eigentlich, sobald sie an

ihrem rechten Orte stehen." *) Dieser große Römische Kunstrichter verbietet zwar (und wer wird ihm darin nicht beypflichten?) dem Redner alle ungewöhnliche Wörter, alle zu kühnen Metafern, alle veralteten, oder nur der Poetischen Freyheit erlaubten Redensarten; **) aber dieses Verbot bis auf die Dichter auszudehnen, fiel ihm nicht ein; vielmehr wird es über diesen Punkt immer bey dem Ausspruch eines Alten bleiben, dem noch niemand den feinsten Geschmack streitig gemacht hat:

***) — — oft wird ein Vers

Vortrefflich, bloß wenn ein alltäglich Wort
Durch eine schlaue Stellung unverhofft
Zum neuen wird. Wo neu entdeckte Dinge

*) Omnia verba, exceptis de quibus dixi (sc. parum verecundis) sunt alicubi optima; nam et humilibus interdum et vulgaribus opus est, et quae in cultiore parte videntur sordida, ubi res poscit proprie dicentur. Instit. orat. X. c. I.

**) Ibid. IV. c. I.

***) Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum. Si forte necesse est
Indiciis monstrare recentibus abdita rerum;
Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia sumta prudenter.
— — — quid autem
Caecilio Plautoque dabit Romanus, ademtum
Virgilio Varioque? — —
— — — licuit, semperque licebit
Signatum praesente nota procudere verbum.

Zu sagen sind, da ist's mit Recht erlaubt
Auch unerhörte Wörter zu erfinden,
Wenn diese Freyheit mit Bescheidenheit
Genommen wird. — —
Was kann der Römer einem Plautus und
Cäcil gestatten, das Virgil und Varius
Nicht wagen durfte? u. s. w.
— — — Immer war's und bleibt's
Erlaubt, ein ungestempelt Wort
Von gutem Korn und Schrot in Gang zu bringen u. s.
Viel abgestorbne Wörter werden wieder
Ins Leben kehren, viele andre fallen
Die jetzt in Ehren sind, so wie der Brauch
Es fügen wird, bey welchem doch zuletzt
Allein die Macht, hierin Gesetz zu geben, steht.

Schriftsteller von Geschmack, d. i. von feinem, gelehrtem und sicherm Urtheilsgefühl des Schönen und Schicklichen, wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen; fehlen sie aber, so kommt es einem waren Aristarch (der dem Homer selbst nichts übersieht) allerdings zu, zu zeigen, wie, worin und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung gestattet werden, willkührliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freyheit, das Element worin sie allein

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.
Horat. Arte Poët. v. 47—72.

leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen. Dem Dichter sind die Worte — Farben, Rhythmen, und melodische Töne zugleich. Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einzige Absicht der Sprache (Magaz. der Deutschen Sprache 1. St. S. 57.) Hätte er gesagt, die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden; daß sie die einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit seiner Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzialwort, wofür das sogenannte Hochdeutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte, wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Wirkung abhängt. Zuweilen ist das Oberdeutsche Wort um eine Sylbe kürzer oder länger, oder hat andre Vokalen, andere Konsonanten, u. s. w. als das Hochdeutsche, und gerade dadurch erhält der Dichter den höhern Wohlklang eines Verses, die schönere Rundung einer Periode, u. s. f. Und wenn es denn überdieß ein Wort ist, das Luther oder Opitz schon gebraucht haben: wer kann ihm zumuthen, daß er es bloß deßwegen verwerfen soll, weil es im südlichen Kur-Sachsen von 1740 — 60 nicht im Umlauf war?

Die vorstehenden beyden Aufsätze über die von dem berühmten Adelung vor 18 Jahren in seinem Magazin der Deutschen Sprache aufgeworfene und (wie es mir damahls schien, und noch scheint) gar zu einseitig beantwortete Frage, was ist Hochdeutsch? — erschienen im November und December des Deutschen Merkurs 1782 unter dem Nahmen

Musofilus, in Form von Briefen an den Herausgeber, wiewohl sie diesen selbst zum Verfasser hatten. Sie veranlaßten ein paar polemische Abhandlungen im vierten Stück des 1. Bandes gedachten Magazins, welche so beschaffen waren, daß Musofilus sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubte. In der That schien es vielen unparteyischen Lesern, daß Herr Adelung in dieser kleinen litterarischen Fehde nicht kaltblütig genug geblieben sey, und den Schein, als ob er seinen Gegner ein wenig zu vornehm und übellaunig behandle, nicht genugsam vermieden habe. Indessen, da Musofilus in seiner (in den April des Deutschen Merkurs 1783 eingerückten) Antwort auch etwas wärmer geworden war als nöthig ist, und eine Verlängernng dieses Streits zu nichts mehr gut seyn konnte, trat der Herausgeber des Merkurs in seiner eignen Person, aber zugleich als Friedensstifter zwischen den streitenden Parteyen, hervor, und erklärte sich über die Frage, worüber gestritten wurde, auf eine Art, die, wie wir glauben, aller Fehde billig ein Ende machen mußte. Wiewohl nun der sogenannte Nachtrag des Musofilus bloß darum, weil der Streit persönlich zu werden anfing, hier keinen Platz findet, so hat man doch für gut gefunden, dem besagten letzten Aufsatz, seiner guten Sentenz und der mehreren Vollständigkeit wegen, den wenigen Raum, den er hier einnimmt, nicht zu versagen.

III.

Musofilus hat, wie uns dünkt, sehr wohl daran gethan, daß er einen Streit abgebrochen, wobey man unvermerkt wärmer wird als man Anfangs werden wollte, und wobey, weil sich zuletzt doch immer Empfindlichkeit und Rechthaberey ins Spiel mischt,

die Wahrheit gemeiniglich nicht viel gewinnt. Wie viel er mit seiner Apellazion an das Publikum gewinnen werde, weiß ich nicht; wenigstens bescheide ich mich gern, daß, nachdem er dieses Rechtsmittel auf seine Gefahr ergriffen hat, es mir weniger als jemahls anständig wäre, mich zu einem Schiedsrichter in diesem Streit aufwerfen zu wollen. Indessen mag es doch erlaubt seyn, einen Vorschlag zur Güte zu thun, und zu versuchen, ob die Parteyen nicht geneigt seyn möchten, beyderseits von der Strenge ihrer Forderungen so viel nachzulassen, als zu Bewirkung eines billigen Vergleichs nöthig ist. Ich habe um so viel mehr Hoffnung, diesen Versuch nicht vergebens zu thun, da es mich beynahe unmöglich dünkt, daß Herr Adelung und mein pseudonymer Korrespondent, sobald sie sich gelassen und freundlich gegen einander erklären wollten, am Ende nicht in der Hauptsache zusammen treffen sollten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Herr Adelung durch einen sehr gültigen und patriotischen Beweggrund vermocht worden, die Frage „was ist Hochdeutsch?" zu einer Zeit aufzuwerfen, wo ihre Erörterung für unsre Litteratur nützliche Folgen haben kann. Die Freyheiten, welche sich die meisten Bücherschreiber seit ungefähr 10 Jahren mit der Sprache nehmen, die groben Fehler wider die Grammatik, wovon es in vielen neuen Büchern und Broschüren wimmelt, die überhandnehmende Anmaßung, sich über allen Sprachgebrauch und über alle Regeln wegzusetzen, kurz, die lächerliche, und die ganze Nazion beschimpfende Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur einige Magnaten unsrer gelehrten Republik, (die dem Volk hierin mit keinem

guten Beyspiele vorgehen) sondern beynahe jeder, der etwas drucken laßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrecht-Schreibung macht — sind schon lange ein Greuel in den Augen aller gesunden Köpfe; und da es die höchste Zeit ist, diesen Mißbräuchen entgegen zu wirken: wem stand es besser an, die Hand an dieses löbliche Reformazionswerk zu legen, als dem Herrn Adelung?

Da nun die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel Klagens ist, ohne daß gleichwohl der Sache abgeholfen wird, sondern das Übel vielmehr immer größer zu werden scheint, lediglich von den Schriftstellern herkommt, so war auch, aus diesem Grunde schon, nothwendig, daß Herr Adelung bey Beantwortung der Frage „was ist Hochdeutsch?" oder, „welches ist die Sprache deren sich die Schriftsteller zu bedienen haben?" einen Grundsatz aufsuchte und festsetzte, wodurch die Sprache von der Willkühr der Schriftsteller unabhängig gemacht würde. Die Verwirrung schien ihm (mit Rechte, däucht mich) nicht anders aufhören zu können, als wenn die Schriftsteller aus dem gesetzlosen Stande, wo jeder thut was ihm beliebt, zu einem gemeinschaftlichen Panier zurückgerufen würden. Dieses fand er in der Ober-Sächsischen Mundart, vornehmlich wie sie von den obern Klassen des südlichen Kursachsens gesprochen wird. Seiner Meinung nach muß für jede lebende Sprache eine Hauptstadt oder wenigstens eine Provinz seyn (und natürlicher Weise ist es die kultivierteste und blühendste) welche gleichsam der Depositaire der Sprache ist; und wenn dieß auch von Deutschland gilt: welcher andre Kreis desselben könn-

te dem Ober-Sächsischen diesen Vorzug streitig machen wollen?

Gleichwohl ist der Grundsatz des Herrn Adelung, so wie er ihn in seiner Abhandlung vorgetragen und ausgedehnt hat, mit allen den Folgen die er daraus gezogen, so neu und unerhört, daß er (wie er selbst vorher sah) allen seinen Lesern außerhalb Kursachsen auffallen mußte. Verständige Männer, welche die regellosen Anmaßungen vieler neuern und neuesten Buchmacher eben so thöricht finden als er, aber auch die nachtheiligen Folgen des übertriebenen Purismus der Gottschedischen Sekte *) noch nicht vergessen haben, glaubten, die Sprache des gesellschaftlichen Umgangs der obern Klassen im südlichen Kursachsen könne weder als eine hinlängliche noch zuverlässige Regel für alle Arten von guten Schriftstellern angesehen werden. Denn, wenn man auch sagen kann, wo diese obern Klassen anfangen: wer getraut sich wohl die Linie zu ziehen, wo sie aufhören? und wer scheut sich nicht vor dem Gedanken, den Geist der ersten Schriftsteller seiner Nazion in die engen Schranken der Gesellschaftssprache einer einzigen Stadt, und wenn es selbst die Hauptstadt des ganzen Reiches wäre, eingezwängt zu sehen? Was würde aus einem Äschylus, einem Pindar, einem Aristofanes, geworden seyn, wenn sich die obern Klassen in Athen und Thebä eines solchen Vorrechts über den Genie ihrer größten Schriftsteller hätten anmaßen wollen?

*) Man erinnere sich nur des Neologischen Wörterbuchs.

Ohne Zweifel waren es Betrachtungen dieser Art, die unsere unter dem Nahmen Musofilus verborgnen Korrespondenten zum Widerspruch gegen den Grundsatz des Herrn Adelung bewogen.

Allein, so wenig als es jenem einfallen könnte, die Sprache der Willkühr der Schriftsteller Preis zu geben, so gewiß halte ich mich, daß es Herrn Adelungs Meinung niemahls war — wie ihn Musofilus beschuldigt — ohne alle Einschränkung und Ausnahme kein Wort, keine Redensart, keine Rede-Figur, keine Versetzung, keine Auslassung, keine Wendung u. s. w. gelten zu lassen, die man nicht in der täglichen Gesellschaftssprache der Personen von Erziehung und feinerer Lebensart im südlichen Kursachsen zu hören bekommt.

Er hat Recht, alle Arten von Mißbräuchen desjenigen, was, nach Horazens bekannter Regel, den Schriftstellern jederzeit erlaubt gewesen ist, zu rügen; aber seine Meinung kann nicht seyn, ihnen auch den sparsamen, klugen und zweckmäßigen Gebrauch dieser Vorrechte zu untersagen. Auch wird er schwerlich in Abrede seyn, daß unsere Litteratur, die erst seit vierzig Jahren sich zu heben anfängt, noch immer im Steigen ist, daß der gegenseitige Einfluß der lebendigen Sprache auf die Schriftsteller, und der Schriftsteller auf die Sprache, in der Natur der Sachen so nothwendig gegründet ist, daß weder die obern Klassen der blühendsten Provinz noch die Schriftsteller nach 30 bis 40 Jahren völlig eben dieselbe Sprache reden und schreiben, die ihre Vorfahren vor 30 oder 40 Jahren sprachen und schrieben, daß man also (wie Musofilus mit Recht zu behaupten scheint) die Hoch-

deutsche Schriftsprache noch nicht für ganz vollendet annehmen kann, und daß, so wie eine Menge fremder Wörter durch den Gebrauch,

quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,

einheimisch worden sind, eben so auch manche, die ehmahls provinzial waren, durch den verständigen Gebrauch guter Schriftsteller Beyfall gefunden haben, und aus der Schriftsprache unvermerkt in den Mund der Hochdeutschen gekommen und im Gebrauch geblieben sind.

Wir zweifeln nicht, daß, wenn Herr Adelung sich über alles dieses näher erklärt haben wird, den zeitherigen Widersprechern gegen seine löblichen Bemühungen, Gleichförmigkeit und Ordnung in unsrer Schriftsprache wieder herzustellen, wenig oder nichts einzuwenden übrig bleiben werde.

Zu diesem Ende wünschen wir, daß es Ihm gefallen möchte, sich über folgende Fragen ausführlicher und bestimmter vernehmen zu lassen:

1) Wie weit erstreckt sich das Recht, das die Schriftsteller (besonders diejenigen, welche nach der Bakonischen Abtheilung in die Klasse der Einbildungskraft gehören) über die Sprache haben, in so fern solche als eine geschmeidige Masse betrachtet werden kann, welcher sie die Empfindungen und Gedanken ihrer Seele eindrucken? Herr Adelung gesteht ihnen bereits nicht nur das Recht ein, sondern macht es ihnen (wie billig) zur Pflicht, in ihrer Sprache mehrere Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Auswahl zu gebrauchen

als die gewöhnliche Gesellschaftssprache zuläßt, Welches sind nun die Grenzen dieses Rechts? Wie weit gehen die Obliegenheiten dieser Pflicht? Sollte Aufmerksamkeit und Auswahl das Recht des Dichters an die Sprache ganz erschöpfen? Sollte die Sprache des Lyrischen, Epischen, Tragischen und Komischen Dichters so schlechterdings in die Grenzen der gewöhnlichen Gesellschaftssprache Ober-Sachsens eingeschränkt werden können, wie Herr Adelung S. 85 seiner Antwort gegen Musofilus zu behaupten scheint?

2) Ist nicht, ungeachtet der beständigen Ebbe und Fluth, welcher die lebenden Sprachen unterworfen sind, unstreitig, sowohl was die Wörter selbst als die Art ihrer Zusammensetzung betrifft, in jeder Sprache etwas Beständiges, etwas das wenigstens durch den Gebrauch ganzer Jahrhunderte zum allgemeinen, festen und gleichsam geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Kann man nicht dieses Feste und Allgemeine in jeder Sprache, worauf sich ihre Regelmäßigkeit einzig gründet, die Natur der Sprache nennen? Und muß nicht diese Natur der Sprache schlechterdings jedem Schriftsteller heilig seyn?

3) Ist man hinlänglich begründet, ohne Ausnahme zu behaupten, daß alle veralteten, d. i. in der Ober-Sächsischen Gesellschaftssprache außer Gebrauch gekommenen Wörter dieses Schicksal nur darum gehabt hätten, weil man sie entbehrlich gefunden? Können nicht eine Menge zufälliger Umstände daran Schuld haben, aus welchen man gegen den Werth dieser Wörter nichts beweisen kann? Und wenn sie auch in der gemeinen Gesellschaftssprache entbehr-

lich wären: sind sie es darum auch dem Schriftsteller von Geschmack, und besonders dem Dichter, der nicht selten in dem Falle ist, synonyme Wörter, die aber in sehr feinen Nüanzen von einander verschieden sind, nöthig zu haben? Hat man nicht in andern und in unsrer eignen Sprache Beyspiele, daß dergleichen Wörter, die von guten Schriftstellern mit Wahl und Absicht wieder zurückgerufen worden, Beyfall gefunden haben, und wieder in Umlauf gekommen sind? Ist nicht dieß der Fall, wovon Horaz spricht:

> Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
> Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.

Und wenn dieß seine Richtigkeit hätte, wer wäre geschickter als Herr Adelung, uns entweder ein Verzeichniß derjenigen außer Übung gekommenen Wörter, welche der Wiedereinführung würdig sind, zu geben, oder, (was ein noch größeres Verdienst wäre) jedem derselben das übliche Hochdeutsche Wort, welches völlig eben dieselbe Bedeutung hat, entgegen zu stellen?

4) Gilt nicht eben das von vielen Wörtern, welche, wiewohl sie in der erhabensten Schreibart und in der edelsten Sprechart nicht brauchbar sind, dennoch deßwegen nicht ohne allen Unterschied für niedrig und unedel erklärt werden können, sobald Schriftsteller von Geschmack sie durch die Art, wie sie von selbigen Gebrauch gemacht, gleichsam geadelt und der Zulassung in die gute Gesellschaft fähig gemacht haben? Und ists nicht dieß, was Horaz (dessen Brief an die

Pisonen billig allen Dichtern und Kunstrichtern für ein Gesetzbuch gilt) im Sinne hatte, wenn er sagt:

Ex noto fictum carmen sequar, ut sibi quivis
Speret idem etc. — Tantum series junctura-
que pollet,
Tantum de medio sumtis accedit honoris!

welches ich richtig so übersetzt zu haben glaube:

Aus lauter jedermann bekannten Wörtern
Wollt' ich mir eine neue Sprache bilden, so
Daß jeder dächt' er könnt' es auch; allein
Wenn er's versucht, und viel geschwitzt und lange
Sich dran gemartert hätt', es doch zuletzt
Wohl bleiben lassen müßte. Lieben Freunde,
So viel kommt auf die Kunst des Farbenmi-
schens an!
Soviel kann dem Gemeinsten bloß die Stellung
Und Nüanzierung Glanz und Würde geben!

5) Sollten die Versuche, die von einigen unsrer neuern Schriftsteller hier und da gemacht worden, uns eine Art von launisch-komischem Stil zu schaffen, der uns das wäre, was den Franzosen der Stile de Marot, worin Chaulieu, Hamilton, Voltäre, u. a. so vielen Beyfall erhalten haben, — sollten diese Versuche mit hinlänglichem Grunde unter die geschmacklosen Thorheiten der nächstverfloßnen zwanzig Jahre gerechnet werden können? Und wenn Herr Adelung dieß (wie ich ihm zutraue) nicht behaupten wird: müßte dem Dichter von Geist und Geschmack, der in dieser Gattung sich hervorzuthun fähig wäre, nicht gestattet werden, von dem ganzen Reichthum

der Deutschen Sprache, und von allen ihren Dialekten zu Bildung dieser Art von launisch-scherzhafter Sprache mit Bescheidenheit und feiner Auswahl, Gebrauch zu machen? Einen höchst unglücklichen Versuch dieser Art haben wir vor einigen Jahren an den drey hüpschen Mährchen gesehen, welche freylich keinen Beyfall erhalten konnten, da der Verfasser ohne alles Gefühl des Schicklichen dabey zu Werke ging, und die Sprech- und Schreibarten von sechs oder acht Jahrhunderten auf eine Art durch einander sudelte, die jedem Leser von Geschmack ekelhaft seyn mußte. Unstreitig gehört ein Schriftsteller von den vorzüglichsten Gaben und dem auserlesensten Gefühle dazu, um in einer Art von Poesie glücklich zu seyn, wo es schwerer ist das nie zu viel und nie zu wenig immer zu beobachten, als in irgend einer andern, wenn man für ein Publikum arbeitet, das schwerer zu befriedigen ist als das Römische zu Horazens, oder das unsrige in unsern Zeiten. Aber, müßte einem solchen Schriftsteller nicht alle die Freyheit gestattet werden, zu welcher ihn die Natur der Sache und sein Genie berechtigten? Und wenn (um nur ein einziges Beyspiel zu geben der allgemeine Beyfall der Nazion, Bürgers Lenore gekrönt hat: mit welchem Grunde könnte man dieses Meisterstück einer schönen Volks-Romanze mit allen den elenden Nachahmungen der Kunstjüngerlein, quibus cacatum pictum est, in Einen Kessel werfen, und alles zusammen als geschmackwidrigen Unrath in den Ausguß schütten?

Mark-Aurel
an
die Römer.

Aus dem Englischen der Mß. Knight sehr frey übersetzt. 1784.

Als unterm majestät'schen Dohm
Des hohen Kapitols, im schauervollen Kreise
Der alten Herr'n der königlichen Rom,
Vor allen Mark-Aurel, der Weise,
Mich näher zog, und mein gerührter Blick
In jedem Zug den Geist erspäh'te,
Der, so geschäftig einst zum Glück
Der halben Welt, noch jetzt um seine Lippen wehte:
Auf einmahl — (grenzlos ist die Allmacht der Natur!)
Verschwand um seinen Mund des Lächelns leise Spur,
Aus seinen Augen schien ein blitzend Licht zu brechen,
Und (wundervoll!) so fing der Marmor an zu sprechen:

„Wie lange soll ich noch dem schnödeh Blick voll Hohn
Von jenem Wütherich als wie zum Ziele stehen?
Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Laßt mich an seiner Statt den neuen Titus *) sehen,
Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der in ungeborgtem Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild,
Den unermeßnen Kreis der Königspflicht erfüllt;

*) Kaiser Josef II.

Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniet, und heldenmüthig, mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand)
Sein großes Ziel verfolgt, von jedem Eisenband,
Das Geist und Leiber drückt, die Menschheit zu befreyen,
Und — (was Ich selbst kaum einen Augenblick
Dem Erdkreis einst gezeigt) — im allgemeinen Glück
Asträens Herrschaft zu erneuen."

„Wie, Pius, kannst du noch verziehn,
Mit eigner Hand sein Bild hier zu erheben?
Du selbst besuchtest ja Sein neugeschaffnes Wien,
In Seinem großen Werk — den Segen ihm zu geben."

Der Gedanke und die Wendung der Verse der Mad. Knight, (geschrieben den 18. April 1783 in dem Sahle des Kapitols, wo die Brustbilder der alten Kaiser aufgestellt sind) die ich aus dem 6ten Hefte der Pomona zuerst kennen lernte, und vor kurzem in der Retzerischen Sammlung wieder fand, gefiel mir sowohl, daß ich versuchte, sie in Deutsche Verse überzutragen. Doch behielt ich bloß die Haupt-Idee

der englischen Dichterinn bey, und überließ mich in der Ausführung mir selbst. Das Original verlor so viel dadurch, daß ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leser, die des Englischen kundig sind, durch Mittheilung desselben zu entschädigen.

Beneath the Capitols majestik dome,
Amidst the mighty Chiefs of ancient Rome,
At Marc-Aurelius as I chanc'd to gaze,
A sudden change I view'd with deep amaze:
The smile benignant from bis features broke,
And, strange to tell, the living marble spoke:
„How long must I the look insulting bear
Of yon tyrannic Nero's impious air?
Remove that bust, and if, to fill the place,
You seek some Hero, who these walls may grace,
Some Chief, who makes his country's good his aim,
Who treads the glorious path of honest fame,
Who makes Philosophy Religion's cause,
Whom no deceit allures, no precept awes,
Who gives new vigour to his warlike bands
And emulates te virtue he commands,
Whose active mind indignant scorns repose,
Whom prejudice and art in vain oppose,
Who frees from chains the body and the mind,
In Austria's Caesar such a Chief you'll find.

Die Titanomachie

oder

das neue Heldenbuch.

Ein bürleskes Gedicht

in so viel Gesängen als man will.

1775.

Die Titanomachie.

Ein bürleskes Gedicht. *)

Erster Gesang.

Hoch auf der hohen Himmelsburg
Saß Jupiter der Demiurg,
Mit seinen Söhnen, Neffen, Vettern,
Allerseits unsterblichen Göttern,
Und ihren Frauen, hochgemuth,
Matronen mit ewig jungem Blut,
Zechten an einer Tafelrunde
Bis an die frühe Morgenstunde.
Dem Donnerer sein Ganymed,
Hebe den Andern, den Nektarbecher
Oft füllen und fleißig kredenzen thät.
Die Götter Homers sind weidliche Zecher,
Halten auf pocula rorantia
Nicht halb soviel als auf spumantia.

*) Als eine Probe einer Art von Deutschem Marottischen oder (wenn wir lieber wollen) Hans Sachsischem Styl, und zur Erläuterung dessen, was in dem Aufsatz über die Frage „was ist Hochdeutsch?" beyläufig davon gesagt wird.

Fehlt ihnen auch nicht, wie leicht zu denken,
An Kurzweil und an feinen Schwänken;
Denn, glaubt mir, ihr gravitätischen Herr'n,
Gescheidte Leute narrieren gern.
Wundert ihn das, Herr Doktor Duns?
Will's ihm erklären, doch, unter uns;
Das macht, sie haben beym Narrieren
Mehr zu gewinnen als zu verlieren.
Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp;
Nimm aber dem Esel sein Löwenvisier,
Da steht er, und ist ein Müllerthier!

Die Götter lachen der menschlichen Sachen,
Kindsköpf' ereifern sich, Götter lachen;
Ursach warum? Weiß euch geschwind
Keine beßre, als weil sie Götter sind.
Thätet ihr auf Jupiters Adler sitzen,
Würdet vor Boßheit oft donnern und blitzen,
Weils hienieden nicht immer so geht,
Wie ihr's gern hättet und versteht.
Glaubt mir indeß, es ist so besser;
Ihr machtet, bey Gott! das Loch nur größer.
Der Schuster bey seinem Leisten bleib!
Und küsse jeder sein eigen Weib,
Wie's ihm beliebt; nur's Weltkutschieren
Laßt seyn! ihr möchtet die Zügel verlieren,
Renntet wie toll über Stein und Stock,
Und müßtet doch endlich herab vom Bock.

Also, um wieder zur Sach zu kommen,
Sassen, wie ihr bereits vernommen,

Die Götter in größter Lustbarkeit
Wie an Vulkans berühmter Hochzeit,
Wo jeder von seinen G'sellen dacht',
Er hätte selber Hochzeit gemacht.
Nektardunst füllte schon Leber und Hirn,
Alter und Weisheit entrunzeln die Stirn,
Minerva vergißt ihr trutzig Gesicht,
Verderbt den Spaß zum ersten Mahl nicht;
Wird laut gelacht und frey gescherzt,
Die Nachbarinn baß gedruckt und geherzt,
Der Freude gelassen freyer Lauf
Und alles zum besten genommen auf.
Apollo und seine Musen neun
(Denn wer kann ohne sie fröhlich seyn?)
Sangen, es ging durch Mark und Bein;
Auch tanzten um Amors Mutter her
Die Grazien ein Ballet von Nowär,
Schwammen und schwebten so lüftig daher,
Spielten so artig mit Füßen und Händen,
Und wußten so flink sich zu dreh'n und zu wenden,
Daß es der dicken Ceres beynah'
Ergangen wär wie der Tuscia,
Als sie zu Rom den hübschen Schranzen
Bathylln thät sehen die Leda tanzen,
Wie Juvenalis in Satiris
Mit Mehrerm uns berichtet dieß. *)

Nun höret an, wie's weiter ging!
Da sie denn so beysammen saßen,

*) Cheironomon Ledam molli saltante Bathyllo Tuscia vesicae non imperat, etc.

Schäkerten, lachten, tranken und aßen,
Und aller Weltsorge so ganz vergaßen,
Als schwämme gar kein solches Ding
Wie unser Globus terraqueus
Im himmlischen Oceanus:
Spricht zu Nachbarinn Arianen
Silen, das alte Nektarfaß:
Frau Nachbarinn, welch ein Lärm ist das?
Hört ihr nicht meinen Esel yahnen?
Ich ließ ihn unten auf der Terraß;
Glaubt mir, er schreyt nicht so zum Spaß. —
Krack! — alle Tausend! Was krachte da?
Ruft Meister Mulciber — es war ganz nah,
Ächzt zitternd die Mutter der Liebesgötter
Und kriecht schier in den Mars hinein;
Es kracht als schlüge das Donnerwetter
In alle Zedern des Pelion ein,
Schreyt Bruder Bacchus. — Alle Götter
Laufen ans Fenster. Zevs allein
Bleibt ruhig auf seinem Sofa flacken,
Kneipt Ganymeden in die Backen,
Reicht ihm den Becher und, Junge, schenk ein!

Nun möchtet ihr, merk ich wohl, verstahn,
Was denn die Götter durchs Fenster sahn?
Wollt daß ich gleich ein Mahler wär,
Wie Michel-Engel oder Homer,
Sollt m'r dann leicht seyn 'n G'mäld zu machen,
Daß euch vergehen sollt' das Lachen.
Aber non omnia possumus,
Sagt schon der weise Virgilius.
Käm' auch nicht viel heraus dabey,

Wenn lauter Michel-Engel wären,
Müßten viel hübscher Pinsleren,
Viel Augen- und Herzenslust entbehren;
Hätten dann keinen Tizian,
Keinen Corregio, keinen Alban,
Hätt'n kein'n Rembrand, kein'n Tintoret,
Keinen Dieterich, keinen Vernet,
Keinen Schalken noch Gerhard Dow,
Van der Werf, Ostade, noch Watteau,
Auch keinen Greuze — wo käm' das hin?
Hätten's, beym Velten! schlechten G'winn!
Thät'n bey all den hohen Gesichten
Von Engelsschlachten und jüngsten Gerichten
Die Kinnlad' auseinander gähnen,
Und uns nach Adrian Brower sehnen.

Doch, liebes Gäulchen, so kommen wir nie
An Ort und Stelle, mein gutes Vieh!
Mußt lernen fein auf dem Kühweg' bleiben,
Nicht immer bald da, bald dorthin treiben.
Der Henker reit' auf diesen Fuß,
Wo man all' Augenblick wenden muß!

Was ich denn sagen wollt'! — Bildet euch ein,
Ihr führet in einer Barke fein;
Könnt' sie meinthalben schnitzen, lackieren,
Herrlich vergülden, bewimpeln, verzieren,
Noch schmucker, als die Galee, worin
Vor Zeiten die schöne Zigeunerinn
Kleopatra ihrem Antonius
Entgegen kam auf'm Cydnusfluß;
Möget auch lauter glatte Knaben

Und hübsche Mädchen zu G'spanen haben!
Köstlichen Essens und Trinkens viel,
Mit Flöten, G'sang und Saitenspiel;
Schwämmet so auf dem stillen Meer
Sorglos bey lieblichen Lüftlein einher,
Und wäret, trunken von Griech'schem Wein,
Vor lauter Wohlleben geschlummert ein;
Läg't da, wie weiland Endymion
In süße Träume geküßt vom Mon:
Auf einmahl weckt 'ch ein gräulich Getümmel,
Seht's ganze Schifflein im Gewimmel,
Zittern und Zagen und Zetergeschrey
Um und um, glaubt nicht anders als sey
Der liebe jüngste Tag vorhanden,
Hörtet das Klirren von Ketten und Banden,
Türken und Heiden mit großen Knebel-
Bärten und blankem gezücktem Säbel
Stürzen herein, hab'ns Schiff erstiegen,
Machen Nasen und Ohren fliegen,
Und schreyn euch an: ergebt euch gleich,
Oder's bleibt kein Gebein von euch!

Alles dieß stellt euch dar, so gut
Ihr's respektive vermögen thut,
Und fragt euch dann: wie wär mir z' Muth,
Schwebt' ich in einer solchen Fahr?
So wißt ihr, wie's den Göttern war,
Als ihnen in ihrem Zeitvertreib
Die Riesen fielen auf den Leib;
Denn kurz, es war jetzt drum und dran,
Daß sie erstiegen den Himmelsplan.

Dieß wundert euch, wie ich merken thu;
Denkt, wie kommen die Riesen dazu?
Möchtet durch jede Kategorie,
Wie billig, wissen, warum und wie?
Geduld — nur 'n halb Schock Jährchen lang,
Sollt alles vernehmen im zweyten G'sang.

Wien,
gedruckt bey Anton Strauß.

Vollständiger Inhalt der fünf und vierzig Bände sämmtlicher Werke Wielands, in alfabetischer Ordnung.

Die Römischen Zahlen weisen auf den Band, die Deutschen aber auf die Blattseite hin. Dort, wo keine Deutsche Zahl steht, wird der ganze Band (oder mehrere Bände) durchaus verstanden.

A.

Abderiten. (Geschichte der) XIX. XX.
Abenteuer (die) des Don Sylvio von Rosalva. XI. XII.
Abhandlungen. Siehe Singspiele.
Aeronauten (die) XXX. 34—107.
Aeropetomanie (die) XXX. 3—33.
Agathodämon. XXXII.
Agathon (Geschichte des) I. II. III.
Alceste. Ein Singspiel. XXVI. 3—50.
Amadis de Gaule (über eine Stelle im) XLV. 82—87.
Amadis (der neue) IV. V. 3—147.
Amor (der verklagte) V. 149—215.
Angenehmen (des) und Schönen Verhältniß zum Nützlichen. Siehe Verhältniß.
Anti-Ovid (der) XLI. 3—34.
Antworten und Gegenfragen auf die Zweifel und Anfragen eines vorgeblichen Weltbürgers. XXVIII. 233—256.
Araspes und Panthea. XVI. 139—294.
Aristion. S. Athenion.
Aristipp und Einige seiner Zeitgenossen. XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVI.
Aspasia S. Ehrenrettung.

*

Aspasia, oder die Platonische Liebe. IX. 75—89.
Athenion, genannt Aristion, oder das Glück der Atheiner u. w. XLV. 3—53.
Aufsätze, in Bezug auf die Französ. Revol. 1789, oder durch selbe veranlaßt. XXIX. 107—389.
— — (vermischte) literarischen, filosofischen und historischen Inhalts. XXIV.
Aufschrift (über eine alte) S. Gedanken.
Aurora und Cefalus. Eine scherzhafte Erzählung. X. 143—179.
Auszüge aus Jak. Forsters Reise um die Welt. XLIV. 261—316.

B.

Balsora. Eine Erzählung. XLI. 45—61.
Bekenntnisse (die) des Abulfauaris. XV. 25—53.
Belialsprozeß (der) XLV. 175—181.
Betrachtungen (Platonische) über den Menschen. XLIII. 53—79.
Beyträge zur geheimen Geschichte der Menschheit. XIV.
Beytrag zu Deutschlands höchstem Flor. XV. 267—288.
— — zur Geschichte der Unsichtbaren. S. Flamel.
Blondel. S. Richard.
Briefe an einen jungen Dichter. XLV. 183—233.
— — an einen Freund über Rousseau. XV. 133—199.
— — (moralische) in Versen. XL. 199—310.
— — von Verstorbenen an ihre hinterlassene Freunde. XLI. 153—348.
Bruchstücke von Psyche. IX. 193—212.
Buch (merkwürdiges) des 15. Jahrhund. S. Thresor.
Bunkliade, (die) oder die Quintessenz aus Joh. Bunkels Leben und Meinungen. XLIV. 181—260.

C.

Cefalus. S. Aurora.
Celia an Damon. IX. 220—221.
Christine von Pisan (über) und ihre Schriften. XLV. 110—138.
Cicero, (über eine Stelle des) die Perspectiv in den Werken der Griechischen Mahler betreffend. XLV. 75—82.

Clelia. S. in K.
Combabus. S. in K.
Cordiere (la belle) S. Labé.
Cyrus. Ein Heldengedicht. XVI. 3—137.

D.

Dafnidion. Ein Milesisches Mährchen. XXXVIII. 64—85.
Danischmend (Geschichte des weisen) VIII.
Deutschlands höchster Flor. S. Beytrag.
Diana u. Endymion. Eine scherzhafte Erzählung. X. 93-114.
Diogenes von Sinope (Nachlaß des) XIII. 3—179.
Dow's (über Alexander) Nachrichten von den Fakirn in Ostindien. XLV. 87—90.
— — — — — von der Religion der Braminen. Anmerkungen hierüber. XLV. 90—99.

E.

Ehrenrettung der Aspasia, Julia und jüngern Faustina. XXIV. 221—284.
Einsiedler (der) und die Seneschallinn. S. Wasserkufe.
Endymion. S. Diana.
Entzauberung. (die) XXXVIII. 87—110.
Erdenglück IX. 217—219.
Erinnerungen an eine Freundinn. XLIII. 3—15.
Erzählungen. XLI. 35—152.
— — (komische) X. 91—179.
— — und Mährchen. XVIII.
Euthanasia. Gespräche über das Leben nach dem Tode. XXXVII.

F.

Faustina (die jüngere) S. Ehrenrettung.
Filosofie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet. XXIV. 43—54.
Flamel, (Nikolas) Paul Lukas und der Derwisch von Brussa. Beytrag zur Geschichte der Unsichtbaren. XXX. 160—213.
Forsters Reise um die Welt. Auszüge aus derselben. S. Auszüge.
Frage (über die) Was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandte Gegenstände. XLV. 235—287.

Frauen (die Pythagorischen) XXIV. 181—220.
Freundschaft und Liebe auf der Probe. XXXVIII. 145—182.
Frühling (der) XLII. 245—266.

G.

Gandalin, oder Liebe um Liebe. XXI. 3—114.
Gebrauch (über freyen) der Vernunft in Gegenständen des Glaubens. S. Gedanken.
Gedanken über eine alte Aufschrift. XIII. 181—216.
— — über freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. XXIX. 3—106.
Gedichte an Olympia. IX. 91—116.
Geheimniß (das) des Kosmopoliten = Ordens. XXX. 122—159.
Geistererscheinungen (Glauben an) S. Hang.
Geron, der Adeliche. XVIII. 3—47.
Geschichte der Menschheit. S. Beyträge.
— — (zur) der schönen Rosemunde. S. Nachtrag.
— — der Unsichtbaren (Beytrag zur) S. Flamel.
Gesicht (das) des Mirza. XLIII. 17—28.
— — von einer Welt unschuldiger Menschen. XLIII. 81—110.
Gespräche unter vier Augen. XXXI.
— — im Elysium. XXV. 209—243.
— — (freymüthige) über einige Weltbegebenheiten. XV. 201—265.
Glück (das) der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Filosofen. S. Athenion.
Glycerion. S. Menander.
Göttergespräche. XXV. 3—208.
Gott (Hymne auf) S. Hymne.
Gray (Lady Johanna) oder der Triumf der Religion. Ein Trauerspiel. XLIII. 151—244.
Grazien (die) X. 3—90.
Guillet (du) S. Pernette.
Gulindy. S. Zemin.
Gulpenheh. S. Hann.

H.

Hang (über den) der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben. XXIV. 55—71.

Hann und Gulpenheh. XVIII. 207—219.
Herkules (die Wahl des) S. Wahl.
Hexameron (das) von Rosenhain. XXXVIII.
Hipparchia. S Krates.
Hochdeutsch? (was ist) S. Frage.
Hymne auf Gott. XLII. 267—280.

J.

Ideale (über die) der Griechischen Künstler. XXIV. 107—180.
Idris und Zenide XVII.
Julia. S. Ehrenrettung.

K.

Klelia und Sinibald. XXI. 115—280.
Klementina von Porretta. Ein Drama. XLIV. 3—124.
Kombabus, oder was ist Tugend? X. 181—223.
Kosmopoliten-Orden. S. Geheimniß.
Krates und Hipparchia. XXXIX. 117—253.
Kunst (die) aufzuhören. XLV. 70—72.

L.

Labé (Loyse) genannt La belle Cordiere. XLV. 148—160.
Leben (über das) nach dem Tode. S. Euthanasia.
— — (das) ein Traum. IX. 157—192.
Lehren (die drey) S. Vogelsang.
Liebe (die erste) An Psyche. IX. 117—133.
— — (die) ohne Leidenschaft. XXXVIII. 187—208.
— — um Liebe. S. Gandalin.
— — (die Platonische) S. Aspasia.
Lolo (Schach) oder das göttliche Recht der Gewalthaber. X. 225—259.
Lustreise (eine) in's Elysium. XXVIII. 173—232.

M.

Mährchen. S. Erzählungen.
Magie (Glauben an). S. Hang.
Margarite von Valois, Königinn von Navarra, als Schriftstellerinn. XLV. 138—148.
Mark-Aurel an die Römer. XLV. 289—294.
Melinde. Eine Erzählung. XLI. 117—132.

Menander und Glycerion. XXXIX. 7—115.
Menschen (über den) S. Betrachtungen.
Miscellaneen (litterarische) XLV. 55—181.
Mönch (der) und die Nonne. S. Sixt.
Musarion. IX. 3—73.

N.

Nachtrag zur Geschichte der schönen Rosemunde. XXVI. 239—248.
Nadine. Eine Erzählung. IX. 213—216.
Narcissus und Narcissa. XXXVIII. 18—61.
Natur (die) der Dinge, oder die vollkommenste Welt. XL. 3—197.
Novelle (die) ohne Titel. XXXVIII. 116—142.

O.

Oberon. Ein Heldengedicht. XXII. XXIII.
Ovid (der Anti-) S. Anti-Ovid.

P.

Pandora. Ein Lustspiel. XLIV. 125—179.
Panthea. S. Araspes.
Peregrinus Proteus. XXVII. XXVIII. 3—172.
Pernette du Guillet, genannt La Cousine. XLV. 160—164.
Pervonte, oder die Wünsche. XVIII. 81—151.
Philosophie. S. in F.
Pisan (von) S. Christine.
Platon, was er gesagt haben soll, und nicht gesagt hat. XLV. 65—68.
Polyxena (die sterbende) des Euripides. XLV. 72—75.
Proteus. S. Peregrinus.
Prozeß (Belials) S. Belials.
Prüfung (die) Abrahams. XLII. 3—96.
Psalmen. XLII. 165—243.
Psyche, (Bruchstücke von) S. Bruchstücke.

R.

Rechte (über die) und Pflichten der Schriftsteller in Bezug auf Nazionen, Regierungen u. w. XXX. 108—121.
Rechtfertigung eines schönen Wortes des Pompejus. XLV. 69. 70.

Reise des Priesters Abulfauaris. XV. 3—23.
Republik (die) des Diogenes. XIII. 145—179.
Revolution (Französ.) Züge derselben. S. Aufsätze.
Richard Löwenherz und Blondel. XXVI. 249—263.
Rosalva (Don Sylvio von) S. Abenteuer.
Rosemunde (zur Geschichte der schönen). S. Nachtrag.
— — Ein Singspiel. XXVI. 51—104.
Rousseau (über) S. Briefe.

S.

Salamandrinn (die) und die Bildsäule. Eine Erzählung. XXX. 263—329.
Scheschian (die Könige von) S. Spiegel.
Schleichers (Bonifaz) Jugendgeschichte. XV. 95—132.
Schönheit (über). S. Timoklea.
— — und Liebe (über). S. Theages.
Schriftsteller (Pflichten und Rechte der) in Bezug u. w. S. Rechte.
Seele? (was ist eine schöne) Antwort auf diese Frage. XLV. 57—64.
Selim und Selima. Eine Erzählung. XLI. 133—152.
Sendschreiben an einen jungen Dichter. XXIV. 3—30.
Seneschallinn (die) und der Einsiedler. S. Wasserkufe.
Serena. Eine Erzählung. XLI. 81—97.
Singgedicht zur Geburtsfeyer u. w. XXVI. 127—134.
Singspiel (über das Deutsche). S. Versuch.
Singspiele und Abhandlungen. XXVI.
— — (über ältere Deutsche) die den Nahmen Alceste führen. XXVI. 201—238.
Sinibald. S. Klelia.
Sixt und Klärchen, oder der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein. IX. 135—155.
Sommermährchen. (das) XVIII. 221—271.
Spiegel (der goldene) oder die Könige von Scheschian. VI. VII.
Spiele (über Zeitkürzungs-) S. Zeitkürzungs.
Stein (der) der Weisen. Eine Erzählung. XXX. 214—262.
Stilpon über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara. XV. 55—93.
Sympathien. XLII. 97—164.

T.

Theages. Über Schönheit und Liebe. XLIII. 111—150.
Thresor de l'ame, ein merkwürdiges Buch des 15. Jahrhund. Auszüge aus demselben. XLV. 165—175.
Timoklea. Über scheinbare und wahre Schönheit. XLIII. 29—51.
Titanomachie. (die) Ein burleskes Gedicht. XLV. 295—303.
Triumf (der) der Religion. S. Gray.

U.

Unterredungen mit dem Pfarrer von *** XXX. 330—407.
Unzufriedne (der) Eine Erzählung. XLI. 98—116.
Urtheil (das) des Midas. Ein komisches Singspiel. XXVI. 135—153.
— — des Paris. Eine scherzhafte Erzählung. X. 115—141.

V.

Valois (Margarite von) S. Margarite.
Verhältniß (über das) des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen. XLV. 99—110.
Verstorbene an ihre Freunde. S. Briefe.
Versuch über das Deutsche Singspiel, u. w. XXVI. 155—199.
Vogelsang, (der) oder die drey Lehren. XVIII. 273—291.

W.

Wahl (die) des Herkules. Ein Drama. XXVI. 105—126.
Wahl (über die) eines Oberzunftmeisters. S. Stilpon.
Was ist Wahrheit? XXIV. 31—42.
Wasserkufe, (die) oder der Einsiedler und die Seneschallinn von Aquilegia. XVIII. 49—80.
Welt (die vollkommenste). S. Natur.
Wintermährchen. (das) XVIII. 153—206.

Z.

Zeitkürzungs-Spiele (über die ältesten) XXIV. 73—106.
Zemin und Gulindy. Eine Erzählung. XLI. 62—80.
Zenide. S. Idris.

Staatl. Bibliothek Passau

Lo

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin,

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 45

Wien 1812

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 565-45
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342434-5
VD18 15444090-001